2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 48



Kattowitz, den 2. Dezember 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

„Seid gut zu den Tieren!"

Als ich durch die Straßen lief, ein wenig versonnen, ein wenig gedankenlos dem bewegten Leben ringsum zuschauend, und ihm doch innerlich fremd, trat mir die Anschrift: „Seid gut zu den Tieren!" entgegen. Wie ein besonders lauter Anruf war mir diese Aufforderung, und ich wandte mich einer stillen Seitenstraße zu, um den aufgeschreckten Gedanken nachzuhängen.

Kein Widerspruch war in mir, o nein, ganz im Gegenteil. Diese Aufforderung war richtig, gut, vortrefflich. Aber es war noch irgend etwas in dem Wort, das unbefriedigend war, nur wußte ich es im Augenblick nicht, sondern fühlte es nur.

Im Grunde sprach es eine Selbstverständlichkeit aus. Denn es ist ja die natürlichste Menschenpflicht, gegen ein schutzloses Wesen gut zu sein. Sogar ein Tier ist gegen das andere nicht grausam. Es befriedigt seinen Hunger, aber es quält nicht. Und ist es gesättigt, so geht es an jedem anderen Lebewesen gleichgültig vorüber. Anderseits fehlt dem Tier das keineswegs, was wir gut sein nennen. Es kennt Mutterliebe, es weiß Hilfsbereitschaft zu erweisen. Wie viel mehr also muß es im Menschen liegen, gut zu den Tieren zu sein, die ihm überantwortet sind! Wieviel besondere Eigenschaften hat er denn — von seiner Seele abgesehen — dem Tier voraus, wenn nicht die Güte, die er bewußt pflegt und als sittliche Pflicht empfindet! Uebt er die Güte nicht, so erniedrigt er sich selbst. Wenn trotzdem diese Anschrift notwendig oder nützlich zu sein scheint — wäre sie es nicht, so wäre sie wohl nicht da —, so

Machst du Spass, Onkel?

ist das eigentlich gar nicht sehr schmeichelhaft für die Menschen.

Für die Menschen! Ja, das ist der Gedanke, der sich im Unterbewußtsein und im Gefühl angemeldet hatte. Müßte es uns nicht auch immer wieder eingehämmert werden: Seid gut zu den Menschen? Oder ist das eine Selbstverständlichkeit, die längst schon erfüllt ist? Gern will ich es glauben, daß es schon erfüllt sei. Aber ich war doch eben erst Zeuge geworden, wie häßliche Worte des Hasses gefallen waren, wie sich Klatsch betätigte, der mitleidlos in den Staub zog, was dem andern vielleicht heiliges Gut ist. Ich hatte gesehen, wie sich hämisch die Gesichter verzogen, als einem ein Mißgeschick zustieß, und wie sich keine Hand rührte, ihm zu helfen. Ich hatte gesehen, wie Kinder am Teich Enten fütterten und Mütter ganz zärtliche Fürsorge zu sein schienen für die fremden Tiere; aber gleich darauf hatten dieselben Frauen einander Klatschgeschichten zugeraunt, die nur Häßliches zu berichten wußten von Menschen, denen sie vielleicht im nächsten Augenblick Freundschaft heucheln.

„Seid gut zu den Tieren!" Es ist ein richtiges, gutes, ein vortreffliches Wort. Aber es gibt ein größeres: „Seid gut!" Nämlich auch zu den Menschen. Allerdings ist es wohl das Schwerere!

Wochenschau

Die Vertagung in Genf

Die Abrüstung hat Ruh'

Die letzte Ueberraschung dieser an Ueberraschungen nicht gerade armen Genfer Verhandlungstage war die schweigende Annahme aller Hendersonschen Vorschläge hinsichtlich der Vertagung des Hauptausschusses der Abrüstungskonferenz. Die ganze Sitzung des Büros bestand in einer Rede Hendersons, der nicht eine einzige Erklärung irgendeines Delegierten folgte. Er sprach davon, daß er, besorgt um das Schicksal der Konferenz, die Vertreter Frankreichs, Italiens, Englands, der Vereinigten Staaten, den Vizepräsidenten und den Hauptberichterstatter zusammenberufen und mit ihnen die Situation der Abrüstungskonferenz besprochen habe. Man habe erkannt, daß die schwerwiegenden materiellen Meinungsverschiedenheiten in den wichtigsten politischen Fragen gegenwärtig eine zweite Lesung des Macdonald-Planes aussichtslos erscheinen ließen, und daß man deshalb eine Vertagung des Hauptausschusses bis zur nächsten Ratstagung (15. Januar 1934) oder bis kurz darnach als einzigen Ausweg wählen müsse. Diese verschiedenen Vorschläge nahm das Büro ohne jede Meinungsäußerung an und vertagte damit stillschweigend den Hauptausschuß bis mindestens auf Mitte Januar 1934.

Der Hauptausschuß ist durch den Beschluß des Büros vertagt worden, und zwar wurde er viermal für kürzere und fünfmal für längere Fristen, die sich jeweils über Wochen und Monate erstreckten, vertagt. Sollte er sich Ende Januar 1934 wieder versammeln, so würde das fast genau zwei Jahre nach Beginn der Abrüstungskonferenz, die ja bekanntlich am 2. Februar 1932 eröffnet wurde, geschehen. In diesen zwei Jahren hat der Hauptausschuß, den man als die eigentliche Verkörperung der Konferenz bezeichnen muß, insgesamt noch keine 25 Wochen, also noch nicht einmal ein volles halbes Jahr, gearbeitet, eineinhalb Jahre, also dreiviertel der Tagungsarbeit befand er sich im Zustand der Vertagung. Nichts kann klarer als diese einfachen Ziffern die Situation der Konferenz beweisen. Ob sich jedoch der Hauptausschuß im Januar überhaupt noch einmal versammelt, wird einzig und allein davon abhängen, ob die nun bevorstehende „restlose Ausnutzung der diplomatischen Maschinerie", von der Henderson sprach, bis zum Anfang nächsten Jahres die politischen Schwierigkeiten beheben werde. Diese Schwierigkeiten bleiben stets die gleichen, wenn sie auch ihren Namen wechseln. Sie heißen heute Kontrolle und Probezeit, sie hießen früher Sicherheit, und sie werden immer bestehen, so lange kein ernstlicher Wille vorhanden ist, abzurüsten und allen auf der Konferenz vertretenen Mächten das gleiche Recht zuzubilligen.

Van der Lubbe fordert sein Urteil

Zum ersten Male gesprächig

Nahezu sechs Wochen hat der Reichstagsbrandstifter-Prozeß in Berlin getagt. Nun ist er nach Leipzig, an die Stätte des Reichsgerichts, zurückgekehrt. Die Berliner Tagung, die am 11. Oktober begann, hat vor allen den Zweck gehabt, den Brandstifterkomplex zu klären. Dafür waren umfangreiche Vorbereitungen getroffen, und was zu klären war, ist auch geklärt worden, und insbesondere gilt das für die Wiedererkennung der Angeklagten. Das Gericht, das die einzelnen Zeugenaussagen zu werten hat, wird hier vor einer sehr schweren Aufgabe stehen. Eins aber ist sicher, daß diese Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen gelöst werden wird. Die letzten Tage in Berlin brachten das Auftreten eines Kronzeugen, nämlich des Maurers Grothe, der Torgler und Popoff aufs schwerste belastete. Es darf aber auch nicht verkannt werden, daß sich in den Aussagen dieses Zeugen Widersprüche vorfinden, und in Leipzig wird diese Zeugenaussage wieder noch Weiterungen haben, da noch eine Fülle von Beweisanträgen gestellt worden ist. Bei den Verhandlungen in Leipzig soll vor allem der politische Komplex erörtert werden, das ist die Anklage wegen Hochverrat in Verbindung mit der Brandstiftung. Für die Erörterung dieses Komplexes sind etwa drei Wochen vorgesehen, dann werden die Plädoyers mindestens eine Woche in Anspruch nehmen, so daß es selbst nach den bisherigen Plänen zweifelhaft erscheint, ob das Urteil, wie vorgesehen, schon am 10. Dezember gesprochen werden kann.

Der Hauptangeklagte van der Lubbe hat auch in den letzten Tagen eine wesentlich bessere Haltung als früher gezeigt. Da aber die Zeugenausagen sich vor allem mit den bulgarischen Angeklagten und dem Angeklagten Torgler beschäftigten, so war eine besondere Möglichkeit, aus Lubbe etwas herauszuholen, vorerst noch nicht gegeben. Es muß immer noch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß van der Lubbe eines Tages mehr erzählt, als er bis jetzt erzählt hat — wenn er eben mehr erzählen kann.

In der Donnerstags-Verhandlung des Reichstagsbrandstifterprozesses, der jetzt wieder in Leipzig stattfindet, hat van der Lubbe seine erste selbständige Frage an den Senat gerichtet. Van der Lubbe wollte wissen, wie lange denn eigentlich dieses Verfahren noch dauere. Die Untersuchung gegen ihn gehe jetzt acht Monate; er möchte nun endlich ein Urteil haben. Er sei mit der langen Dauer des Prozesses nicht einverstanden.

Auf eine aufklärende Bemerkung des Präsidenten Dr. Bünger, daß es sich doch darum handele, seine Mittäter herauszufinden, erklärte van der Lubbe kurz und bestimmt, er selbst habe den Reichstag angesteckt, und er habe oft betont, daß er Mittäter nicht habe. Lubbe erklärte weiter, daß Dimitroff und die anderen in den Prozeß hineingekommen, aber nicht beteiligt seien. Sie haben die Tat nicht begangen. „Ich will jedenfalls ein Urteil haben. Zwanzig Jahre Gefängnis oder den Tod. Aber ich will, daß etwas geschieht. Ich will auch die gewöhnliche Kleidung haben."

Der weitere Verlauf der Verhandlungen kennzeichnet sich durch seinen politischen Charakter. Es geht darum, festzustellen, ob die Kommunistische Partei Deutschlands zur Zeit des Reichstagsbrandes einen bewaffneten Aufstand betrieben habe. Man nimmt an, daß der Abschluß des Prozesses noch den ganzen Dezember in Anspruch nehmen wird.

Der Staatspräsident spricht im Rundfunk

Der polnische Staatspräsident Moscicki hat seine seinerzeit wegen schlechter Witterungsverhältnisse abgesagte Rundfunkrede an die Polen in Amerika in der Nacht zum Sonnabend gehalten. Er erinnerte darin an den Präsidenten Wilson, dessen Namen Polen nicht vergessen werde, wie Amerika bis auf den heutigen Tag Kosciuszko und Pulaski in dankbarer Erinnerung behalte. Der Wiederaufbau des polnischen Staates sei so schnell vor sich gegangen, daß schon jeder Polen zu den mächtigen Staaten zählen müsse, die gut regiert würden und sich schnell entfalteten. Das Staatsoberhaupt Polens huldigte insbesondere dem Genie des Marschalls Pilsudski. Dann wandte sich der Präsident, der vorher englisch gesprochen hatte, an die Auslandspolen in polnischer Sprache. Er mahnte sie daran, auf ihrem Posten auszuharren. Nach 15 Jahren schwerer Aufbauarbeit würden weitere Jahre des Fortschritts kommen. Der Rede des Staatspräsidenten, die über 70 amerikanische Sender verbreitet wurde, schloß sich die polnische Nationalhymne an. Zum Schluß spielte der polnische Pianist Turczynski ein Nocturno von Chopin.

Weitere 6 Monate für Schriftleiter Weber

Der verantwortliche Redakteur der „Kattowitzer Zeitung", Heinz Weber, wird immer wieder aus der Untersuchungshaft vor den Richter geführt. Dieser Tage hatte er sich wegen dreier Artikel zu verantworten, die in der Nummer der „K. Z." vom 31. August erschienen waren: eines Leitartikels, der sich mit der wirtschaftlichen und politischen Lage in den Ostgebieten Polens in der Zeit vor den großen Bauernprozessen befaßte, ferner wegen einer Notiz, in der ein in Bialystok verhandelter Spionageprozeß sachlich und ohne jeden Kommentar registriert wurde — beide faßte der Staatsanwalt als Beleidigung der Behörden auf und erblickte außerdem eine Verbreitung falscher Nachrichten darin, — endlich wegen einer Lokalmeldung, in der eine Gerichtsverhandlung gegen einen Arbeitslosen, der den Staatspräsidenten beleidigt hatte, wiedergegeben worden war. In der Ueberschrift zu diesem Artikel sah der Staatsanwalt eine Beleidigung des Staatspräsidenten. Das Urteil lautete auf insgesamt 6 Monate Gefängnis. Die Gefängnisstrafen gegen Schriftleiter Weber häufen sich in einer Weise, daß sie in der Geschichte der deutschen Presseprozesse einen Rekord darstellen, der hoffentlich nicht so bald gebrochen wird. Schriftleiter Weber, der erst vor 10 Tagen vor Gericht stand, hat nach den letzten Urteilen bisher eine Gesamtstrafe von 3 Jahren und 8 Monaten erhalten.

Nutzhölzer

Man muß das eine tun und das andere nicht lassen

Anselm Kytzia, Chelm.

Zu den Nutzhölzern zählen jene Baumarten, die keine Früchte tragen, aber durch ihren Holzwert äußerst nützlich sind. Gerade die landwirtschaftlichen Betriebe erfordern viel Nutzholz; seine Notwendigkeit beginnt beim Schaufel- und Gabelstiel, geht über die Ackergeräte, Lastwagen, auf die Bauten über und endigt in den Wohnungen in Form von Brennholz. Zu den sogenannten Nutzhölzern zählen Eichen, Birken, Linden, Pappeln, Ulmen, Weiden, Ahorne, Akazien und Eschen. Gegen früher sind alle diese Baumarten in den Landgemeinden in starker Abnahme begriffen, und manche von ihnen. wie die Pappelnarten, sind fast ganz verschwunden.

Auf der anderen Seite werden aber Klagen laut, daß man sich einen neuen Wagen fast gar nicht leisten kann, da der Stellmacher zu teuer sei. Diese Klagen sind bestimmt berechtigt nach ihrer vollendeten Tatsache. Zieht man aber ihre Ursachen in Betracht, so haben diese die Landbewohner selbst verschuldet, da der Handwerker die Rohmaterialien von weit her beziehen muß. Sie müssen von Holzhandlungen bezogen werden, nachdem sie von Transportkosten, Frachten und Steuern verteuert wurden, und es ist nur zu verstehen, wenn ihre Fabrikate teuer sind und den Bauern die Wirtschaftsunkosten erhöhen.

Bauern sind geborene Bastler und beschäftigen sich bei dieser Betätigung am liebsten mit Holz, und einst fand man auch auf jedem Bauernhofe einen Raum, der mit Stellmacher- und auch Tischlerwerkzeug ausgestattet war und zur Aufbewahrung von Nutzhölzern diente. Die Zeit der Arbeitsruhe in Feld und Scheune wurde in dieser Werkstätte zur Herstellung von Geräten, Ersatzteilen usw. verwendet. Es kam dabei auch gar nicht darauf an, wenn Materialien verpfuscht wurden, weil man es nicht zu kaufen brauchte. Man konnte die Abfälle immer noch als Brennholz verwenden. Solche Einrichtungen sind auf den Dörfern wohl noch nicht ganz verschwunden, aber sie gehören zu Seltenheiten. Und wenn jetzt ein Bauer auch schon mit dem Schaufel- und Gabelstiel zum Stellmacher gehen muß, wird er mit Ausgaben belastet, die er gerade in der jetzigen Zeit schwer ertragen kann.

Vorbildlich in bezug auf die Nutzhölzer waren die kongreßpolnischen Bauern, wie wir es in der Kriegszeit wahrnehmen konnten. Zu ihren Wirtschaften gehörte ein Nutzholzbestand, dem gewöhnlich ein Stück feuchtgelegenes Land zugewiesen war. Hier fand man Eichen, Birken, Weiden, Erlen und auch Nadelhölzer, und aus diesem Wäldchen hat man den ganzen Bedarf an Nutzhölzern, die die Wirtschaft brauchte, entnommen. Ausgaben wurden erspart und manch freie Zeit wurde gut ausgenützt. Die breiten Wege waren mit Pappeln, meist wahren Baumriesen, bepflanzt. Diese lieferten wertvolles Material zu Trögen, Brettern und großen Mengen Brennholz. Pappelbretter sind äußerst wertvoll und eignen sich vorzüglich zu Wagenbrettern, weil sie leicht sind und nicht spalten, zu Scheunen- und Schuppentoren, zu verschiedenen Verschlägen in Stallungen und Bodenräumen und auch zu Zäunen. Diese Bäume sind ungemein froh- und schnellwüchsig und können schon im Alter von 20 Jahren als Nutzholz gut verwertet werden. Vor Jahren waren sie bei uns, besonders an den Chausseen und Gemeindewegen, stark verbreitet. Man hat sie nicht mit Unrecht abgeschafft, weil sie den angrenzenden Ackerparzellen schädlich waren. Es ist aber kein Grund vorhanden, sie gänzlich auszurotten, weil es genügend Gelände zu ihrem Anbau gibt, wovon noch später die Rede sein wird.

Wie kam es, daß die Nutzhölzer in der Ländlichkeit so stark reduziert wurden. Bekanntlich gibt es auf unserer Welt auch Pflanzenkriege, d. h. eine Pflanze sucht die andere zu verdrängen. Unsere Nutzhölzer wurden durch die Obstbäume so stark verdrängt. Es hat sich ein gärtnerischer Dichter gefunden, der folgenden Reim dichtete:

„Im kleinsten Raum
pflanz einen Baum
und pflege sein,
er bringt dir's ein."

Obwohl in diesem Schlagwort ein Unsinn enthalten ist — ein Obstbaum kann im kleinsten und kleinen Raum nicht gedeihen, weil ihm Luft, Licht und Sonne fehlen —, so wirkte es zündend zum großen Nachteil dieser Nutzhölzer. Man wird aber auf diese, wie schon angedeutet, im Interesse der Landwirtschaft nicht ganz verzichten können, und man wird den Weg zu ihnen früher oder später suchen und finden müssen; denn neben ihrer wirtschaftlichen Aufgabe haben sie noch einen ideellen Zweck zu erfüllen. Eine Ländlichkeit sieht nur dann schön, ja ehrwürdig aus, wenn sie reich an solchen Baumriesen ist. Wo es noch Holzkirchen gibt, sind sie immer von solchen Bäumen umsäumt und deshalb sehen sie auch so ehrwürdig aus. Die Promenaden in Krakau sind deshalb so schön, weil sie einen Reichtum an wahren Baumriesen aufweisen. Und eine Schönheit der westfälischen Bauernhöfe bilden die knorrigen Eichen. Auch bei uns wird an einem Bauernhofe niemand achtlos vorübergehen, auf dem eine alte Linde steht. Ein ländliches Anwesen ohne Baumwuchs sieht immer unschön, ja geradezu frostig aus. Die Obstbäume können die Nutzhölzer nie vollwertig ersetzen. Sie gehören in den Garten. Die Straßen- und Hofseiten der Bauernhöfe sollen dagegen Nutzhölzer zieren, wie Eichen, Linden, Pappeln, Ulmen, Weiden, Ahorne; sie sind widerstandsfähiger, anspruchsloser, wirkungsvoller, sind auch nützlich als Schattenspender, Windschutz und Bienenweide. Sie sorgen für eine gute Schauwirkung für das einzelne Anwesen und für deren Gesamtheit, für das ganze Dorf.

Das Pflanzen dieser Bäume ist Aufbauarbeit, weil es auf weite Sicht geschehen muß, und sie dürfte zu den Pflichten der Gemeinde-, Kreis-, Eisenbahn- und Industrieverwaltungen gehören. Zu der Gemarkung fast jeder ländlichen Gemeinde gehört Oedland, das sich weder als Acker oder Wiese eignet, dafür könnte es aber zum Anbau von Nutzhölzern verwendet werden. Die meisten Wege der Gemeinden warten auf eine Bepflanzung mit Bäumen, die den nachfolgenden Generationen Nutzen bringen könnten. Unsere Eisenbahnverwaltung tut gar nichts in dieser Hinsicht. Sie läßt ihr Gelände mit den Maulbeerbäumen bepflanzen, die aber die Nutzhölzer nie werden ersetzen können. Dagegen sind die Bahnhöfe und Haltestellen meist kahl und schattenlos, dazu eintönig und abgeschmackt. Unsere Industrieverwaltungen haben den Anbau von Nutzhölzern am ärgsten vernachlässigt. Was da war, wurde beseitigt, um das Baugelände freizubekommen und junge Bäume wurden dann auf dem entblößten Boden nicht gepflanzt, obwohl sich die Ländereien der Industrieanlagen ganz vorzüglich zum Anbau der sogenannten Baumriesen unter den Nutzhölzern, wie der Schwarzpappeln, vorzüglich eignen. Die mächtigen Kronen dieser Bäume hätten die Halden der häßlichen Industrieabfälle gut verhüllt und würden auch einen guten Windschutz für das Industriegebiet bilden.

Eine derartige Aufbauarbeit muß sich aber eines genügenden Schutzes erfreuen, nicht durch die Polizei, wohl aber durch das Gewissen der Menschen. Leider leben wir in einer Zeit voller Bosheit gerade gegen die Natur. Der gemeinste Baumfrevel gehört beinahe zu einer Lieblingsbeschäftigung unserer Jugend, der auch Erwachsene darin nicht nachstehen. Die Landgemeinden und auch andere Verwaltungen sind nicht in der Lage, Nutzhölzer unter Polizeiaufsicht zu pflanzen, weil das Geld zu knapp ist. Zuerst muß für einen genügenden Naturschutz gesorgt werden, und da stehen Schulen, Kirchen, vor allem die Jugendvereine, vor großen und schönen Aufgaben.

Ungleichmäßige Entwicklung der Ferkel eines Wurfes

Es ist immer ärgerlich, wenn sich in einem Wurf von Ferkeln ungleichmäßig geartete Tiere befinden. Oft sind die Ferkel schon bei der Geburt ungleich groß und ungleich kräftig, und solche Tiere entwickeln sich dann meist nicht gleichartig. Schwächlinge sterben meist bald nach der Geburt ab. Gibt es Ferkel in einem Wurf, die sehr klein sind und dazu noch viel schreien, so ist es am besten, wenn sie alsbald beseitigt werden; denn sie beunruhigen immerzu die Zuchtsau und in ihrer Erregung erdrückt sie dann andere Ferkel, dazu meist die besten. Man kann aber auch in einem gut ausgeglichenen Wurf eine ungleiche Entwickelung der Ferkel beachten. Meist dann, wenn ihm ein schwacher Wurf vorangegangen ist. Dieser hinterläßt die tauben Zitzen (Späne). Es ist bekannt, daß jedes Ferkel seinen bestimmten Span hat, an dem es während der ganzen Saugperiode zieht. War der Wurf klein, so werden einige Späne unbenutzt und müssen eintrocknen. Bei einer jungen Sau (Erstlingssau) wirkt sich diese Tatsache am ungünstigsten aus. Denn bei dem nächsten Wurf bekommen diese Späne nicht die Milchmenge, wie die bereits angesogenen. Die jungen Tiere müssen sich gehörig anstrengen, um diese Milchquelle zum richtigen Fließen zu bringen, und man kann dabei eine Unruhe dieser Tiere wahrnehmen. Sie lassen den Span los, suchen einen anderen und fassen ihn erneut an, wobei sie quiekend jammern, weil sie der Hunger quält. Die anderen Ferkel hängen aber ruhig an ihren gut fließenden Spänen. Allmählich müssen die hungernden Tiere im Wachstum zurückbleiben. Kommt dann die Zeit der Zufütterung, so lernen die Schwächlinge das Fressen am leichtesten; sie überfressen sich aber leicht, und es treten Verdauungsstörungen ein, die sich erst recht in bezug auf die ungleichmäßige Entwicklung auswirken. In solchen Fällen muß durch entsprechende Futterzugaben bei der Sau, wie Milchabfälle, für eine genügende Milchleistung Sorge getragen werden.

Die an der Brust der Sau befindlichen Späne enthalten immer mehr Milch als die längs des Bauches verlaufenden. Leider bemächtigen sich stets die kräftigen Ferkel dieser guten Milchquellen. Die Ferkel umlegen zu wollen, hat keinen Sinn, weil sie immer ihre schon benutzten Späne wiederum aufnehmen. Dann muß man gerade den stärksten Ferkeln diese ergiebigen Milchquellen gönnen, weil sie bei ihrer besseren Entwicklung auch mehr Nahrung benötigen.

Schuld an einer ungleichmäßigen Entwickelung der jungen Ferkel sind Stallkrankheiten, zu denen besonders die Rachitis, Knochenweiche und der Ferkelhusten gehören. Die Schwäche der Knochen mit ihren Verkrümmungen tritt immer als Folge von Mangel an Mineralstoffen im Futter der Sau und auch der Ferkel auf, vor allem wenn es an Futterkalk fehlt. Ferkelhusten tritt in vollständig massiven Ställen auf, wenn sich viel Dung ansammelt. Am besten erholen sich kranke Ferkel, wenn sie sich viel draußen bewegen können, Licht und Sonnenschein haben und in der Erde wühlen können.

Wachstumsfehler können auch beim Kastrieren der Eberferkel verübt werden. Wird das Kastrieren plump ausgeführt, so kommt es nicht selten zur Bruchbildung, wobei das Tier häufig Schmerzen leiden muß, die dann kein rechtes Wohlbefinden aufkommen lassen. Welche Bedeutung reichliche und regelmäßige Nahrung, ein trockenes, warmes Lager, sowie Bewegung im Freien haben, erkennt man am besten an Ferkeln, welche mit der Flasche aufgezogen werden. Sie gedeihen bei genügender Pünktlichkeit in der Ernährung stets besser als die bei der Sau belassenen. a.

Was bedeutet hartes Wasser?

Noch heute warten wie zu Großmutters Zeiten viele Landfrauen vor dem Waschen auf Regenwasser, weil es weich ist, den Schmutz in der Wäsche gut lockere und die Seife richtig zum Schäumen bringt. Im Vergleich zu diesem weichen Regenwasser ist das Brunnenwasser hart, obwohl es von den Niederschlägen stammt. Alle diese Wassermassen dringen mehr oder weniger tief in die Erde ein, sammeln sich in unterirdischen Wasseradern und kommen darauf als Quelle oder Brunnen wieder an das Tageslicht. Bei dem Einsickern in die Erde macht das Wasser verschiedene Veränderungen durch. Es lösen sich vor allem verschiedene Kalksalze der Erde, und die mineralischen Beimengungen machen es hart. Für alle Genußzwecke ist solches Wasser gut, doch eignet es sich schlecht zum Waschen, weil dabei viel Seife verschwendet werden muß. Schon bei 10 Gramm Kalk in 100 Liter Wasser müßte man ¼ Pfund Seife mehr verwenden. Meist ist aber der Kalkgehalt im Quell- und Brunnenwasser weit größer. Jede Hausfrau kann sich leicht ausdenken, wieviel Seife unnütz vertan wird. Das harte Wasser hinterläßt dazu noch verschiedene Nachteile bei der Wäsche, wie graues Aussehen, harten Griff und gelbe Flecke. Alle diese Nachteile lassen sich durch ein bewährtes Mittel, durch Bleichsoda, beseitigen. Vor dem Einweichen der Wäsche muß dieses Mittel in dem Wasser verrührt werden. Dadurch wird der Kalkgehalt niedergeschlagen und das Wasser hat seine Härte verloren. a.

Versand von Kaninchen

Es wird des öfteren vorkommen, daß Kaninchen lebend verschickt werden müssen. Dabei ist darauf zu achten, daß den Tieren genügend Futter auf die Reise mitgegeben wird, damit sie nicht ausgehungert beim Besteller eintreffen. Die großen Rassen erleiden sogar erhebliche Gewichtsverluste, wenn sie auf längeren Transporten hungern müssen. Das kann bei Verkäufen zu Nachteilen führen. Das Leben in dem Transportkasten wird den Tieren ein gewisses Unbehagen bereiten, es wird sie aber nicht hindern, darin Futter zu suchen. Für diesen Zweck muß in dem Behälter etwas vorhanden sein. Gutes Heu ist als Reisefutter sehr zu empfehlen. Dagegen eignen sich gekochte Kartoffeln oder Weichfutter gar nicht, weil solche Futtermittel verstreut und verunreinigt werden. Rübenstückchen und Möhren sind nur am Platze, wenn eine Frostgefahr nicht besteht. Das bekömmlichste Transportfutter ist immer ungedroschener Hafer; denn es kommt immer wieder einmal eine Körnerrispe beim Durchwühlen zum Vorschein und darin finden die Kaninchen eine kräftige Nahrung. Falsch wäre es, die Tiere vor dem Versand überreichlich zu füttern, damit sie für die Reise keine Nahrung nötig hätten. Eine Ueberfütterung könnte leicht zu Verlusten führen. a.

Durchliegen kranker Pferde

Infolge Verletzungen, Erkrankungen der Gliedmaßen und der Verdauungsorgane kommt es bei Pferden oft vor, daß sie sich nicht erheben können und tagelang liegen müssen. Da die Tiere ein verhältnismäßig hohes Körpergewicht haben, besteht die Gefahr, daß sie durchliegen. Vielfach gehen die Pferde an den Folgen des Durchliegens ein, manchmal schon nach drei bis vier Tagen. Zum Durchliegen kommt es zunächst an den Stellen, wo die Knochen dicht unter der Haut liegen, oder wo sie weit vorstehen, wie z. B. an den Hüften, den Schultern, am Kopf und schließlich an sämtlichen Gelenken der Gliedmaßen. Um das schmerzhafte Durchliegen mit seinen Folgen zu vermeiden, ist es unbedingt notwendig, daß solchen Pferden, die nicht hochkommen können, ein möglichst weiches Lager bereitet wird. Das weiche Lager wird so hergestellt, daß unter das Stroh eine Schicht Torfmull, Sägespäne oder auch Gerberlohe gebreitet wird. Das erkrankte Tier muß alle drei Stunden von der einen auf die andere Seite gewälzt werden. a.

Reinhalten von Trog und Krippe

Das Reinhalten bezieht sich nicht allein auf die Sauberkeit, sondern auf den restlosen Verbrauch der gereichten Mahlzeiten, die immer ein Haupterfordernis guter Tierpflege sind. Vor allem sind Pferde gegen eine zu volle Krippe empfindlich. Sie schnauben dann viel in dem Futter herum, wobei Dampf aus den Nüstern steigt und Speichel aus dem Maule fließt. Beides verdirbt den Geschmack, so daß das Pferd schließlich die Annahme des Futters verweigert. Außerdem fallen bei einer zu vollen Krippe die Körner nach unten, so daß sie von dem Pferde nicht erreicht werden; es muß dann eine Zeitlang reines Stroh fressen. Deshalb ist es wirtschaftlicher, das Futter den Pferden in kleineren Rationen zu schütten und zu warten, bis die vorangegangene völlig verzehrt ist.

Unter den Rindern gibt es Neider, die ihren Nachbarn nichts gönnen. Ihre Stände müssen so eingerichtet sein, daß ein Tier dem anderen nichts rauben kann. Nur auf diese Weise ist festzustellen, ob jedes Tier reine Krippe hält. Werden Reste zurückgelassen, so muß das Futter knapper bemessen werden, um eine Ueberfütterung zu vermeiden. Rinder überfressen sich überhaupt leicht.

Von den Schweinen kann man nicht verlangen, daß sie immer das ganze Futter sofort auffressen; denn es ist meist flüssig und füllt schnell den Magen. Vor der nächsten Futterzeit stellt sich neue Freßlust ein, und der Trog wird sauber. Besonders Mastschweine pflegen mit Unterbrechungen zu fressen. Lassen aber die Schweine Futter im Trog zurück, so ist etwas nicht in Ordnung. Entweder erhalten sie davon zuviel, oder das Futter ist zu sauer. Saures Futter nimmt auch das Geflügel nicht an. Vorzeitige Säuerung kommt in den Wintermonaten lediglich von unsauberen Trögen her; deshalb sind sie von Zeit zu Zeit zu scheuern und auszukalken. a.

Winterverpackung der Hochstammrosen

Zu diesem Zweck müssen sie niedergelegt werden, und es kommt dabei häufig vor, daß der Stamm bricht. Ein solcher Bruch ist höchst ärgerlich, an dem man aber selbst die größte Schuld trägt. Es wurde dabei nicht richtig zugepackt. Falsch ist es, wenn der Stamm in der Mitte gefaßt und niedergebogen wird, dazu noch recht zaghaft, dann bricht er meist und um so leichter, wenn er eine kranke oder eine beschädigte Stelle aufweist. Ohne Bruch wird man sie umlegen, wenn man dieselben wagemutig unmittelbar über dem Wurzelstock anfaßt, sie kräftig nach vorn in der Stammrichtung zieht und sie dabei nach unten zwingt. Wenn dabei die Wurzeln etwas angehoben werden sollten, so schadet dies den Rosen nicht. In sehr festem stiecht man die Rosen sogar an, d. h. man nimmt auf der Gegenseite einen Spatenstich Erde weg, um den Stamm beim Umbiegen gefügiger zu machen. Gerade der Wurzelhals ist bei dieser Behandlung eigensinnig, und jede Ueberstürzung kann zu einem Bruch des Stammes führen. Nimmt man sich dazu aber genügend Zeit und ist der Stamm während des Biegungsvorganges gerade gerichtet, so muß er zum Schluß ohne jeden Schaden nachgeben. Man hat dabei den Rosenstamm nicht allein in den Händen, sondern auch im Gefühl, durch welches man am besten jedem Mißgeschick vorbeugen kann.

Preisverteilung auf der V. lokalen Kleintierausstellung in Siemianowitz

Nachstehende Besitzer von Kleintieren wurden auf der Ausstellung in Siemianowitz, die im September stattfand, mit Preisen bedacht:

Belgische Riesen:

Ehrenpreise: J. Zajczyk, M. Pollok, Fr. Szeja, W. Broll, (Jungtiere) M. Pollok, J. Koryciorz, K. Rudzinski (zwei Ehrenpreise), T. Klabisch. I. Preis: P. Szeja, T. Klabisch, J. Koryciorz, A. Czerny, W. Brol (Jungtiere) P. Szeja, A. Smolczyk, J. Wolny (zwei I. Preise), P. Nowak (zwei I. Preise), A. Deja, J. Sajczyk, W. Broll, P. Szeja, J. Staczek, K. Rudzinski (drei I. Preise), J. Koryciorz. II. Preis: W. Broll, J. Staczek, F. Szeja, A. Olejok, W. Broll, (Jungtiere): W. Broll, J. Wolny. III. Preis: F. Szeja (zwei Preise).

Weiße Riesen:

Ehrenpreise: P. Szeja, A. Czerny (zwei Preise), F. Jagla (zwei Preise), M. Jarzombek, A. Szauder, M. Pollok. I. Preis: P. Szeja: T. Klabisch, A. Olejok. P. Szeja, T. Klabisch, A. Hornig (zwei Preise). III. Preis, E. Jentsz.

D. Riesen-Schecke:

I. Preis: S. Wawrzinczok (zwei Preise), A. Smolczyk.

Franz. Widder:

Ehrenpreis: W. Nowak.

Weiße Widder:

I. Preis: A. Czerny.

Chinchilla:

Ehrenpreis: P. Berger, T. Pietrucha P. Berger (zwei Preise), W. Czopa, M. Jarzombek (zwei Preise), T. Pietrucha, S. Depa. I. Preis: J. Staszek, W. Nowak, M. Jarzombek, L. Kaczmarek, A. Czerny (zwei Preise), A. Olejok, S. Depa. II. Preis: W. Nowak.

Hasenkaninchen:

Ehrenpreis: S. Depa, W. Nowak, F. Kroll, T. Pietrucha, F. Król. I. Preis: F. Król, T. Pietrucha. II. Preis: W. Nowak, F. Kroll.

Notierungen

der Kattowitzer Getreidebörse

Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg. Inlandsmarkt.

1. Roggen .... 15,50—16,25 zł
2. Weizen, einheitlich ... 23,00—24,00 ,,
3. Sammelweizen .... 22,00—23,00 ,,
4. Hafer, einheitlich .... 14,50—15,50 ,,
5. Hafer, gesammelt .... 13,70—14,00 ,,
6. Graupengerste .... 16,50—17,50 ,,
7. Braugerste .... 20,00—22,00 ,,
8. Weizenschale .... 10,50—11,00 ,,
9. Roggenkleie .... 10,00—10,25 ,,
10. Eßkartoffeln .... 4,50—5,00
11. Wiesenheu .... [illegible]

Viehpreise

Gezahlt wurden am 6. 11. 1933 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

A. Bullen:

1. Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert .... 65—74 gr
2. Jüngere, vollfleischige ...... 58—64 ,,
3. Mäßig ernährte, jüngere und gut ernährte, ältere .... 48—57 ,,
4. Schlecht ernährte .... 40—47 ,,

B. Kalbinnen und Kühe:

1. Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert ...... 72—76 ,,
2. Gemästete, vollfleischige Kühe 68—76 ,,
3. Ältere, gemästete Kühe und weniger gemästete Kalbinnen. 60—67 ,,
4. Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen .... 47—51 ,,

C. Kälber:

1. Die besten gemästeten ...... 76—85 ,,
2. Mittelmäßig gemästete ...... 66—75 ,,
3. Wenig gemästete .... 56—65 ,,

D. Schweine:

1. Mastschweine über 150 kg. 130—145 ,,
2. Vollfleischige v. 120—150 kg 115—130 ,,
3. Vollfleischige v. 100—120 kg 100—115 ,,
4. Vollfleischige v. 80—100 kg 90—100 ,,

Auftrieb schwach, Markt ruhig, Tendenz fallend.

Der Baum des Todes

Ein brasilianisches Abenteuer

Von Hans Joachim Wesemann.

Ein gewaltiger Platzregen war auf den Urwald niedergegangen und hatte das Lagerfeuer verlöscht. Joe Smith, Unternehmer des brasilianischen Bahnbaues und Leiter der kleinen Vermessungsexpedition mühte sich ärgerlich fluchend mit seinem Feuerzeug ab: „Verdammtes Wetter, ich habe keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Wir müssen das Feuer wieder in Gang bringen. He, Antonio, such trockenes Holz!“ Aber der alte Indianer hörte nicht auf seinen Ruf. Er starrte unverwandt in die Gipfel eines riesigen Eisenbaumes. Sein braungelbes, knochiges Gesicht spiegelte abergläubische Furcht. „Hör mal, Senhor, wie die Affen kreischen. Der Baum des Todes ruft sie. Er ist hungrig und will fressen. Sie müssen zu ihm hin.“ Und wirklich hörte jetzt Smith ein lautes Knacken und Prasseln in den Aesten über sich. Dunkle Schatten jagten in blitzschnellen Sprüngen durch das Dickicht. Es waren viele Affen in jeder Rasse und jeder Farbe, die jetzt in tollem Lauf über die Lichtung hinweg einem unbekanntem Ziele zustrebten. Der junge Ingenieur schalt ärgerlich den Indianer einen „abergläubischen Pinsel“. Aber er konnte sich doch eines leichten Schauders nicht erwähren, als ein großer rostbrauner Affe ohne Scheu vor den Menschen quer durchs Lager lief und dabei das Zelt umriß. Das bärtige Gesicht des Affen sah aus wie eine menschliche Fratze in höchster Todesnot. Aber schnell wie ein Spuk war alles vorüber. Und die helle Flamme des nun endlich entzündeten Feuers verscheuchte die unheimlichen Schatten der Nacht.

Die nächsten Tage brachten glühende Sonne und gewaltige Gewitter. Die Expedition geriet in einen Sumpf, wobei Smith beinahe einem Alligator zum Opfer gefallen wäre. Antonio jagte im letzten Augenblick der Bestie eine Kugel zwischen die Augen. Sie übernachteten auf einem kleinen Hügel inmitten einer buschigen Lichtung. Das Leben im Urwald war in dieser Nacht noch lauter. Unaufhörlich tobten kreischende Affen im Dickicht. Nun fiel es auch Smith auf, daß die Tiere in ungewöhnlich großen Scharen auftraten und alle in einer bestimmten Richtung, sein Kompaß zeigte Nord-West, marschierten. Und jetzt erinnerte er sich auch an den Vortrag eines Missionars in der »sociedade de geographia« in Rio. Der Pater hatte einem skeptischen Publikum von einem merkwürdigen Baum erzählt, der Tiere fresse. Die Eingeborenen, die eine abergläubische Furcht vor ihm hatten, nannten ihn den „Baum des Todes“. Man hatte damals diesen Bericht nicht ernst genommen. Genau so wie die Geschichte von den weißen Indianern am Rio Negro oder von jener Sucuri, die Ochsen und Menschen verschlingen sollte. Bis man eines Tages eine sechzehn Meter lange Sucuri mitten im botanischen Garten von Rio entdeckte. Brasilien blieb eben ein Land der Geheimnisse und der Wunder.

Am dritten Tage sahen sie in der hellen Mittagssonne eine große Affenherde von mindestens fünfhundert Tieren, die aufgeregt schnatternd im hohen Grase herumsprangen. Ein alter Affe gewahrte zuerst die Reisenden. Er stieß einen schrillen Alarmruf aus. Im Nu waren die Tiere verschwunden und nur eine heftige Bewegung in den Baumkronen, begleitet von unaufhörlichem Schreien, verriet den Weg der Flüchtenden. Er ging wieder nach Nordwesten. Smith und Antonio sahen sich einen Augenblick an. Keiner sagte ein Wort Aber beide dachten dasselbe.

Gegen vier Uhr nachmittags erhob sich ein leichter Wind. Er brachte einen unerträglichen Aasgeruch herüber. Smith schnüffelte. „Hier muß ein Toter in der Nähe sein“, sagte er. Aber Antonio schüttelte den Kopf. „No Senhor, das ist der Baum des Todes. Bald werden wir ihn sehen. Die bösen Geister wohnen dort.“

Sie fanden jetzt ohne Mühe den Weg. Von allen Seiten eilten Affen auf eine große Lichtung im Walde zu. Der Aasgeruch wurde immer unerträglicher. Und jetzt sah er auch einen ungeheuren Vogelschwarm, der seine schwarzen Kreise dicht über den Bäumen zog. Sie mußten dort etwas wittern, aber eine unsichtbare Macht hielt sie davon ab, auf die unsichtbare Beute niederzustoßen.

Mit einem Schlage enthüllte sich ein grauenhaftes Schauspiel Auf einer Lichtung mitten im Urwalde stand ein riesengroßer Baum. Er hatte seltsame rote Blüten mit langen zungenartigen Dolden. Seine Aeste waren lange biegsame Linsen, die in fortwährender Bewegung wie Schlingarme den Stamm umkreisten. Auf den Bäumen ringsherum saßen hunderte von Affen, die mit rasendem Geschrei den Baum betrachteten. In den mörderischen grünen Schlingen hingen Dutzende von toten Affen. Das heißt, man sah nur noch Knochenreste und Fetzen von dem Fell. Zu Füßen des Baumes war ein wahrer Schädelberg aufgetürmt und jetzt stürzte sich unter ohrenbetäubendem Gebrüll ein großer Affe quer über die Lichtung gerade auf den Baum des Todes zu. Smith und Antonio sahen mit fassungslosem Entsetzen, wie eine Liane einer Schlange gleich auf den Affen niederschoß und ihn in tödlicher Umklammerung in die Höhe riß. Der Todesschrei des Affen, der ganz menschenähnlich klang, erstickte in dem saugenden Trichter einer großen roten Blüte, in der der Kopf des Affen verschwand. Wie in einem Mahlstrom wurde der Affe ruck um ruck in die fassende Blüte hineingezogen. Nur der peitschende Schwanz verriet, daß noch Leben in dem Tiere war. Die Affen schwiegen einen Augenblick. Dann brach der Lärm umso wilder los. Das selbstmörderische Beispiel fand grauenhafte Nachahmung. Fünf, zehn, zwanzig Affen stürzten sich jetzt in wildem Vernichtungsdrange in den blutroten Rachen. Der Baum schwankte wie von einem inneren Kampf geschüttelt. Wie grüne Schlangen fuhren seine mörderischen Arme durch die Luft und packten die Affen. Die beiden Männer starrten auf den Baum des Todes. Sie waren wie in Hypnose und einen Augenblick hatte Smith den unwiderstehlichen Drang, sich selber in den roten Rachen zu werfen, um unterzugehen und vernichtet zu werden wie die andere Kreatur.

Die Stimme von Antonio hielt ihn zurück. Der Indianer hatte den unbewußt feierlichen Ausdruck eines Gläubigen, der einem großen Opfer der Gottheit zuschaut: „Der Baum des Todes trinkt Blut. Die Affen müssen sich opfern. Es ist die Strafe für ihren Verrat. Sie haben den Wald an den weißen Mann verraten“, sagte er in seinem guttaralen Portugiesisch.

Diese Bemerkung gab Smith die ganze Ueberlegenheit des weißen Mannes zurück. „So, dann werde ich Dir zeigen, was ich mit dem Baum des Todes mache. Ich werde ihn vernichten, daß keine Spur mehr von ihm übrig bleibt.“ Mit seinem Buschmesser hieb er Gestrüpp ab und häufte trockenes Gras im Halbkreis ringsum den Baum. Dann schleuderte er die offene Petroleumkanne, daß sie direkt am Stamm niederfiel. Er selber hielt sich vor den Greifarmen in respektvoller Entfernung. Schon flammte das Streichholz auf und bald krochen feurige Schlangen von allen Seiten auf den Baum zu. Ein ungeheurer Windstoß trieb die Glut im jähen Anlauf gegen den Baum des Todes. Die Flammen schossen an dem Stamme empor. Ein furchtbarer Geruch von verbranntem Fleisch und Fett stieg beizend in die Nase. Und plötzlich schien es Smith, daß der Baum des Todes in einem langgezogenen Aechzen seine Seele aushauche. Die Affen begleiteten die Verbrennung ihres Idols mit wahnwitzigem Geschrei und drohenden Gebärden. Smith mußte einige von ihnen niederschießen, um sie von tödlichen Angriffen abzuhalten. Dann verschwanden alle mit lautem Klagen im Urwalde.

Antonio hatte keine Hand gerührt. Aber Smith hörte doch, was er halblaut zu sich selber sagte „Der Baum des Todes“ wird sich rächen. Er wird den Frevler als letztes Opfer holen.“

Smith wurde in der folgenden Nacht von einer Giftschlange gebissen und starb. Das letzte Irdische, das sein sterbendes Herz vernahm, war das triumphierende Geschrei der Affen in den hohen Bäumen.

Antonio begrub ihn im Urwalde und brachte einen Bericht nach der nächsten Mission am Rio Negro. Man hörte ihn geduldig an und schenkte ihm dann ein buntes Heiligenbild des St. Xavier. Er ist der Patron gegen Schlangenbisse und wird deshalb von den Eingeborenen des Amazonas sehr verehrt.

Straße, wie wunderlich siehst du mir aus!

Amüsanter Scherz eines Photographen in Los Angeles

FÜR DIE JUGEND

Wieviel Ahnen hast Du?

Mit der inneren Erneuerung unseres Vaterlandes ist es uns klar geworden, daß die Ahnenforschung, die man lange nur als eine Liebhaberei abtun zu dürfen glaubte, von ungeheurer Bedeutung bleibt für den Neuaufbau unseres Staatslebens.

Es sind aber nicht etwa nur die Wissenschaftler, die Rassenforscher, die Mediziner, Pädagogen, Bevölkerungspolitiker, Strafrechtler, Volkshygieniker, die an der Ahnenkunde ungeheuer interessiert sind, auch der Einzelmensch sah es ein, wie außerordentlich wertvoll es für ihn ist, möglichst weit auf die Ahnenreihe zurückzuschauen. Die vor uns waren, haben, als sie starben, ihren Abkömmlingen nicht nur Haus und Hof vererbt, noch viel tausendmal wichtigere Erinnerungsstücke sind den Abkömmlingen verblieben in den geistigen und seelischen Anlagen. Charakter und Wesen eines Menschen sind eng geknüpft an diese geistige und seelische Erbschaft. Leider aber haben die, die von uns gingen, nicht nur, was gut in ihnen war, in unserer Persönlichkeit zurückgelassen, genau so wie das Gute werden auch die Mängel und Fehler vererbt.

Du hast zwei Eltern: den Vater und die Mutter. Der Vater nennt wiederum zwei Eltern sein eigen. Genau so deine Mutter. Daraus ergibt sich, daß du vier Großeltern hast.

Nun noch einen Schritt weiter! Da auch der Großvater zwei Eltern besaß und das Gleiche auch von der Großmutter gilt, steigt damit die Zahl deiner Urgroßeltern auf acht. Bei den Urgroßeltern wieder ergibt sich, wenn man in der beschriebenen Weise weiterrechnet, die Zahl sechzehn. Man sieht, mit jeder neuen Linie nimmt die Zahl unaufhaltsam zu.

Die Ahnenreihe, bis ins fünfte Jahrhundert zurückverfolgt, ergibt bereits die unvorstellbare Zahl von einer Trillion (!!) Da sich heute jedoch die Gesamtbevölkerungszahl der Erde auf nur annähernd etwa 1,8 Milliarden Menschen beläuft, ersieht man, daß die rechnerisch an sich wohl richtige Zahl von einer Trillion nicht stimmen kann, umsomehr, als das Gebiet Mitteleuropas etwa um die Zeit des fünften Jahrhunderts überhaupt nur von einigen Mill. Menschen bewohnt war.

Der „Fehler“ in unserer Rechnung erklärt sich durch Verwandtschaftsehen, die einen nicht unbeträchtlichen „Ahnenschwund“ im Laufe der Jahrhunderten nach sich ziehen.

Sch.

Der Vulkan als Uhr

Unweit des Hafens von Acajutia (Salvador) befindet sich ein Vulkan, der in Zwischenräumen von genau sieben Minuten Lavamasse auswirft, die weithin sichtbar ist. Diese Naturerscheinung kann also nicht nur als wertvoller Zeitmesser ausgewertet werden, die leuchtenden Lavamassen dienen den Schiffen obendrein auch als eine Art Leuchtturm.



Auflösung: Landwirtschaft

Ein asiatisches Schaukelfest

Das für unsere Jugend auf Vergnügungsplätzen und bei Volksbelustigungen so beliebte „Schaukeln“ wird von einem Volk der Erde seit Jahrhunderten bei religiösen Festen ausgeübt. Die Siamesen feiern alljährlich als Dank für die letzte Ernte zu Ehren ihres Gottes Indra ein großes Schaukelfest. Eine althergebrachte Einrichtung dieses Nachbarvolkes der Chinesen, mit der gleichzeitig die Fürbitte um einen reichlichen Ernteertrag im nächsten Jahre verbunden wird.

Der Gott Indra, in Gestalt eines vornehmen Siamesen, überwacht die große Feier und marschiert selbst im Zuge mit, der sich von einem weit entfernten Tempel bis zu dem Platze begibt, wo die große Schaukel steht.

Vier Männer, deren Tracht auf einen Zusammenhang mit Regengöttern hinweist, werden auf die Schaukel gehoben, die selbst gegen 30 Meter hoch ist. Das Schaukelbrett befindet sich etwa 5 Meter über der Erde. Sie ergreifen die herabhängenden Seile und setzen sich in Bewegung.

Sobald sie nun genügend in Schwung geraten sind, sucht einer einen kleinen Beutel zu erfassen, in dem Silbermünzen enthalten sind. Bei dem ungeheuren Schwung und der Riesenhöhe der Schaukel gehört hierzu eine große Gewandtheit und Furchtlosigkeit, denn der Schwinger spielt mit seinem Leben. Glückt es ihm, den Beutel zu erfassen, dann ruft die ganze versammelte Zuschauermenge vor Freuden Beifall, verfehlt er ihn aber, dann erhebt sich Bedauern. Daß das Volk so lebhaften Anteil an dem Gelingen dieses Versuches nimmt, hängt mit dem Aberglauben zusammen, daß dadurch eine zwischen dem Gott Indra und den Regengöttern abgeschlossene Wette ausgetragen werden soll. Wenn die Münzen ergriffen werden, so haben die Regengötter gewonnen.

Der Löwenbändiger



1) Den Kühnen ehrt die Ovation,
Doch seiner harrt die Gattin schon.
Er, der tagtäglich Löwen bändigt,
Viel schwerer sich mit ihr verständigt.



2) Sie sagt, von Jähzorn ganz benommen,
Sie sei nur deshalb hergekommen,
Weil er mit seiner Zigarette
Ein Loch gebrannt in die Serviette.



3) Des Wassereimers kalter Guß
Bringt die Entgegnung schnell zum Schluß.
Gewalt, da kann man halt nichts machen,
Zurück drum in den Löwenrachen!



4) Er flieht — ihn schützt das Käfiggitter;
Die Leute lachen, das ist bitter.
Die Gattin kreischt: Bist du ein Mann?
Seht euch bloß diesen Feigling an!

Der sechste Sinn bei Insekten

Wir Menschen sind gar zu gern geneigt, alle Dinge von unserem Standpunkt aus anzusehen, und wir vergessen, daß wir bei anderen Lebewesen einen anderen Maßstab anlegen müssen. Weil wir an unsere fünf Sinne gebunden sind, fällt es uns schwer, bei den Tieren an das Vorhandensein eines sechsten Sinnes zu glauben. Und doch müssen wir annehmen, daß bestimmte Tiere einen oder gar einige Sinne mehr besitzen als die Menschen. Man hat Bienen beobachtet, die auf der Suche nach dem sogenannten Grauwurm waren, einem der größten Gartenschädlinge, der einen Hauptbestandteil ihrer Nahrung bildet. Dieser Wurm liegt mehrere Zentimeter tief unter der Erde im Dunkel und ist auch bei größter Aufmerksamkeit und mit der Lupe von oben nicht zu entdecken. Die Biene, die auf der Jagd nach dem Wurm ist, läßt sich, ohne lange zu suchen, genau auf der Stelle nieder, unter der der Wurm liegt, und beginnt sofort zu graben. Die Sicherheit, mit der das Insekt den Schlupfwinkel des Grauwurms ausfindig macht, ist verblüffend, und man fragt sich, mit welchem Sinn es den verborgenen Wurm wahrgenommen hat. Das Auge schaltet völlig aus, und ebenso der Tastsinn, denn das Tier kann unmöglich den Wurm, der einige Zentimeter unter der Erde liegt, mit den Fühlern, die ja die Träger des Tastsinns sind, bemerken. Wie ist es mit dem Geruchssinn? Wenn man vorläufig auch noch nicht weiß, wo er bei dem Insekt lokalisiert ist, so haben doch zahlreiche Untersuchungen bewiesen, daß der Geruchsinn bei Insekten oft recht hoch entwickelt ist. Hier aber dürfte selbst der schärfste Geruchssinn versagen, weil man bei dem Grauwurm nicht die geringsten Spuren eines Geruches feststellen konnte. Außerdem liegen ja zwischen Insekt und Wurm verschiedene stark duftende Erdschichten.

Wie es mit dem Gehör bei den Insekten bestellt ist, hat man noch zu wenig erforscht. Aber angenommen, es wäre gut entwickelt, dann müßte der Wurm doch, um sich auf solche Art bemerkbar zu machen, irgendein Geräusch verursachen. Das ist aber nicht der Fall, denn der Grauwurm ist ein Nachttier, das sich bei Tage vollkommen still verhält und sich nicht einmal krümmt.

Man muß also einen Sinn annehmen, den wir Menschen uns zwar nicht vorstellen können, weil wir ihn nicht besitzen, den wir aber diesem Insekt, das den Grauwurm so unfehlbar findet, unbedingt zusprechen müssen.

—o—

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin. Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat. Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg" in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg" fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström" mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg" aufzusuchen. Das tut Ingrid. Von der alten Frau erfährt Ingrid, daß Fräulein Engstraat ein Testament hinterlassen hat. Frau Arnholm hat inzwischen hinter einem Gobelin eine Geheimkammer entdeckt, in der sich eine Truhe befand, die das Testament barg. Die Entdeckung war um so beunruhigender, als in dem Testament eine andere Person zur Erbin eingesetzt war. Bereits vierzehn Tage hütet Frau Arnholm ihr Geheimnis. Sie ist entschlossen, ihr Geheimnis zu lüften, nachdem ihre Tochter Gerda reich verheiratet wäre. Inzwischen aber hat Ingrid eine Gelegenheit benutzt, um in die Geheimkammer zu gelangen, wo sie das Testament fand und sich seinen Inhalt einprägte. Damit rückt der Augenblick immer näher, wo die geheimnisvolle Maskerade der beiden Freunde ein Ende finden kann. Während die Bewohner des Schlosses im Park zusammen sind, steckt ein Junge Henrik Scott unbemerkt einen Brief zu. Am Abend fehlt Henrik zu Tisch, und Ingrid begibt sich angsterfüllt ins Fischerdorf, wo sie die geheimnisvolle Alte im Sterben findet. Mit der letzten Kraft beichtet sie Ingrid von einer scheinbar schweren Last ihres Gewissens.

(9. Fortsetzung.)

XVII.

Abschied.

Klar und hell steigt am nächsten Morgen die Sonne über der Waldburg empor.

Vorbei die drückende Schwüle der vergangenen Tage. Vorbei der atemraubende, alles verschlingende Nebel. Eine frische Brise weht vom Meer herauf. Alles in der Natur Frohsinn, Leben und Bewegung.

Jede Sorge, jede Angst, geboren und großgezogen im Schatten der unheimlichen Nacht, muß schwinden an einem erfrischenden, lebensprühenden Morgen gleich diesem.

Gunnar Cederström ist zuerst munter. Leuchtenden Auges begrüßt er den kommenden Tag. Ihm ist, als pulsiere das jugendfrische Blut kräftiger in seinen Adern.

In wenigen Stunden wird er die Waldburg verlassen. Und mit ihr die liebliche kleine Gerda, deren dunkle Augen einen eigenen Zauber auf ihn auszuüben beginnen. Freilich, ihre Seele ist ihm noch verschlossen. Wird er jemals den Schleier lüften, der dies jungfräuliche Herz noch fest umschließt?

Ja, wünscht er überhaupt dies Herz zu gewinnen?

Gunnar ist sich selbst noch nicht klar darüber. Durch das unglückselige Verwechslungsspiel hat er sich ja selbst jeder Gelegenheit beraubt, mit Gerda Arnholm allein zu sein und ihre Empfindungen zu studieren. Doch bereitet es ihm schon jetzt inniges Vergnügen, sich ihr herziges Lachen, ihre grazilen Bewegungen, den unschuldig verwunderten Blick ihrer großen schwarzen Augen auszumalen.

Auch auf Henrik Scott war die Frische der Natur von wohltuendem Einfluß. Er brachte die ganze Nacht im Park zu. Die kühle Nachtluft hat seine Energie noch gestählt. Er fühlt heute die Kräfte eines Welteroberers in sich.

Gerda erwacht mit der harmlosen Lebensfreude eines Kindes, das nur Schönes vom kommenden Tage erwartet. Eine Freude, die sich noch steigert, als sie Ingrid anscheinend wohlauf und guter Dinge, mit festen, elastischen Schritten und lebhaft geröteten Wangen durch den Park schreiten sieht.

Selbst Madame Arnholm scheint Angst und Sorge vergessen zu haben. Gütig lächelnd sitzt sie am Frühstückstisch, um den die fröhliche kleine Gesellschaft sich versammelt hat.

Allseitige äußere Harmonie, Lachen und Plaudern.

Dabei ruhen Henrik Scotts Augen so kühl auf Ingrid, als sei sie ein ihm wildfremdes Mädchen und ihm soeben erst vorgestellt worden. Ingrid selbst widmet sich völlig dem neben ihr sitzenden Gunnar Cederström und nimmt keinerlei Notiz von dem Gatten. Und die kleine Gerda, die in ihrer Weltunerfahrenheit noch nicht weiß, wie alles im Leben zumeist nur Maske ist, eine verhüllende Kulisse, die das, was dahinter steckt, verbergen soll — sie läßt ihre leuchtenden Tollkirschenaugen lachend umhertanzen und freut sich.

Madame Arnholm hat soeben so ganz nebenbei geäußert, sie wolle im kommenden Winter für ein paar Monate nach Kopenhagen übersiedeln, um ihre Tochter regulär in die Gesellschaft einzuführen.

„Wie prächtig!" ruft Gunnar, der scheinbar ganz von Ingrid in Anspruch genommen war, erfreut. „Dann werden wir uns ja bald in Kopenhagen wiedersehen und eine schöne Zeit zusammen verleben! Wenn ich Ihnen irgendwie beim Suchen einer passenden Wohnung behilflich sein kann, bitte, ganz über mich zu verfügen, gnädige Frau. Ich habe dort gute Verbindungen!"

Madame Arnholm horcht auf. Die Art, wie der vermeintliche Privatsekretär plötzlich auftritt, wie er gewissermaßen die Führung der Unterhaltung übernimmt, frappiert sie. Doch der junge Mann sieht so aufrichtig, so von Herzen froh und dabei harmlos aus — sie bringt es nicht fertig, seinen Ton „überhebend" zu finden.

Jetzt treffen sich, von den anderen unbemerkt, eine Sekunde lang Henriks und Ingrids Blicke. Und ob-

gleich sie sich sofort wieder voneinander lösen, so weiß Henrik doch, daß sein stummer Befehl ausgeführt, daß das Testament n i c h t vernichtet ist.

Bald geht es ans Abschiednehmen. Die Herren scheinen es eilig zu haben. „Wir sind schon viel zu lange geblieben —" wie der vermeintliche Baron mit einem leicht sarkastischen Herabziehen seines linken Mundwinkels entschuldigend bemerkt.

Schon wartet das Auto unten an der Freitreppe. Die kleinen Handkoffer werden verstaut. Der Diener steht harrend am geöffneten Wagenschlag.

Allseitiges Händeschütteln — herzliche Dankesworte — freundliches Abwehren — und die Herren sitzen im Auto, bereit zur Abfahrt.

Da springt Gunnar nochmals heraus und tritt auf Gerda zu, ganz unvermittelt, einem plötzlichen Impulse folgend.

„Geben Sie mir ein kleines Andenken, Fräulein Gerda, bitte!" sagt er leise, nur ihr verständlich, mit einem innigen Blick in die verwundert zu ihm aufgeschlagenen Mädchenaugen.

„Wieso? Ich begreife nicht, Herr Scott —"

„Die Rosenknospe! Bitte, bitte!"

Er deutet auf eine halberblühte rote Rose an ihrem Halsausschnitt und blickt von seiner beträchtlichen Höhe aus mit einer Art selbstherrlichen Wohlgefallens auf das liebe, kleine, befangene Geschöpf. Zum ersten Male macht ihm das Versteckspiel Spaß, zumal dies ja der letzte Akt ist.

Sie zögert zuerst noch. Doch wäre es nicht lächerlich, einen so harmlosen Wunsch unerfüllt zu lassen?

So reicht sie ihm die Rosenknospe mit einem verstohlenen Blick auf Ingrid.

Doch diese merkt gar nichts von der kleinen Szene. Henrik hat ihr soeben auf der anderen Seite des Autos einen zusammengefalteten Zettel in die Hand gedrückt. Und sie ist vollauf damit beschäftigt, ihn zu verbergen, ohne daß Madame Arnholms scharfe Augen es bemerken.

Gleich darauf rattert das Auto mit den beiden Herren davon.

Gerda und ihre Mutter treten ins Haus zurück.

Ingrid dagegen bleibt unten im Park und schlendert langsam die verschlungenen Wege auf und ab. Ein ihr selbst unerklärliches Gefühl der Erleichterung läßt sie aufatmen. Zwar folgt ihr Herz voll Sehnsucht dem Gatten; doch das Zittern der Nerven, die dumpfe Benommenheit im Kopf, die stets während ihres Zusammenseins mit ihm auf ihr lastete, sind geschwunden. Frei fühlt sie sich — frei.

Mit weit geblähten Nasenflügeln atmet sie die würzige Nadelholzluft ein, bleibt hier stehen, um einen schillernden Käfer zu betrachten, dort, um eine frisch erblühte Blume zu pflücken.

Der letzte Rest von Spannung in ihrem Körper löst sich.

Da eilt Gerda auf sie zu, der bange um die Freundin ist.

„O Ingrid! Liebe Ingrid! Wie leid du mir tust!"

„Leid? Warum?" Ingrid blickt erstaunt auf die Kleine. „Ach, du meinst, weil die Herren wieder fort sind? Laß sie nur! Die kommen schon mal wieder. Uebrigens, ich muß gleich hinunter ins Fischerdorf. Die alte Gina ist gestorben. Will ihr Blumen bringen."

Mit der schmeichelnden Zärtlichkeit eines Kätzchens schmiegt Gerdas zierliche Gestalt sich an die hochgewachsene Freundin.

„Ach, Ingrid! Du willst die Tote doch nicht mehr sehen —"

„Weshalb nicht?"

„Ingrid! Eine Leiche! Hast du keine Angst?"

Das ganze Entsetzen, das die gesunde, lebensfrohe Jugend zumeist vor dem Tode, diesem in ihrer Vorstellung grausigen Gespenst empfindet, malt sich auf Gerdas jäh erblaßtem Gesicht.

Um Ingrids Lippen zuckt ein wehmütiges Lächeln.

„Angst? Vor dem Tode? Ach, wenn der Mensch nichts anderes zu fürchten hätte als den Tod —" murmelt sie vor sich hin, pflückt rasch ein paar Blumen und begibt sich auf den Weg nach dem Fischerdorf.

Als sie nach einer guten Stunde zurückkommt, steht die Sonne hoch am Himmel. Ingrid hat keine Uhr bei sich. Aber sie schätzt die Zeit etwa auf Mittag, nach den kurzen Schatten, die die Bäume werfen.

Ihre Gedanken weilen noch immer bei der Toten, deren friedlicher Gesichtsausdruck tiefen Eindruck auf sie gemacht hat. Sie weiß, die alte Gina ist leicht gestorben. Sie hatte ihr Gewissen entlastet, sie brauchte den Tod nicht zu fürchten.

„Du bist nicht zu bedauern, gute Gina," denkt sie wehmütig. „Du gleichst dem welken Blatt. Beim ersten Wind, beim ersten Rauhreif ist es vorbei mit ihm. Aber wenn eine Blume dahinwelkt, eine eben erst aufgeblühte Knospe, frisch, lebenstrotzend, voll Saft und Kraft — wie anders ist das! Wie tragisch!"

Und plötzlich schluchzt sie laut auf.

„O mein Herz! Mein armes, mißhandeltes Herz! Meine Jugend! Allmächtiger Gott, wozu lebe ich überhaupt? Bin ich nur geboren, um zu leiden, zu welken, zu sterben?"

Etwas wie Lebensüberdruß beschleicht sie, eine Art ohnmächtiger Verzweiflung. Kraftlos läßt sie sich unter einem weit geästeten Baum auf den Rasen niederfallen. Und weint, weint, weint, als müsse ihr das Herz brechen.

Als sie sich ausgeweint hat und, noch immer schluchzend, ihre Tränen trocknet, gewahrt sie, daß sie unter dem Eichenbaum liegt, an dem in der vergangenen Nacht Henrik lehnte und ihr zuwinkte.

„Henrik!" flüstern ihre Lippen. „Henrik!"

Und sie zieht den Brief aus der Tasche, den er ihr vorhin beim Abschied in die Hand gedrückt und den sie seitdem schon so oft, ach so oft, mit den gemischtesten Gefühlen gelesen hat.

Und aufs neue ruhen ihre schwimmenden Blicke auf den eng beschriebenen Blättern.

Der Brief lautet:

„Meine Ingrid!

Ich weiß, mein gestriges Verhalten hat Dich gekränkt. Ich bitte Dich nicht deswegen um Entschuldigung, denn ich würde gegebenenfalls wieder genau so handeln. Ich bin auch nicht böse auf Dich, weil Du Dich meinem Willen widersetztest. Wir sind Mann und Frau und gehören zueinander. Und darum soll jetzt auch volle Klarheit zwischen uns sein.

Ich glaube, Du weißt nun welcher Art der Mann ist, dem Du Dich zu eigen gabst. Ich liebe Dich, aber ich heiratete Dich nicht einzig und allein aus Liebe, sondern auch aus Berechnung. Ich will eine Rolle spielen im öffentlichen Leben. Will herrschen über die Menschen. Und Du sollst mir dazu verhelfen. Zu unserer Zeit gibt es für den Mann, sei er noch so klug, noch so begabt, noch so bedeutend, nur eine Stufenleiter, um

zu Macht und Ehren zu gelangen — Reichtum. Er öffnet alle Türen und Tore. Er ist ein Zauberer.

Und durch Dich will ich ihn erringen!

Mit höchstem Raffinement setzte ich jenes Testament auf. Die alte Gina Hinrichsen und ein gewisser Josua Krull, der bald danach verschollen war, schrieben ihre Namen als Zeugen unter das Dokument. Mit Ginas Hilfe — sie kam ja oft in die Waldburg und eine Nichte von ihr diente zudem eine Zeitlang bei Fräulein Engstraat, da läßt sich schon leicht einmal ein Brief wegstibitzen — also mit Ginas Hilfe verschaffte ich mir eine Namensunterschrift der alten Dame, die ich so lange übte, bis die Nachahmung von der echten Unterschrift absolut nicht mehr zu unterscheiden war. Ja, mein Weib: das Testament ist gefälscht. Aber die Fälschung ist so wahrheitsgetreu, daß sie überall als echt wird auftreten.

Der ganze Plan — ein ‚teuflischer Plan' wirst Du sagen — ist gelungen. Die alte Gina, die in der Waldburg genau Bescheid wußte, verbarg durch meinen Einfluß das Testament in der Truhe im Geheimgemach hinter dem Gobelin. Durch meinen Einfluß auch fandest Du das Testament. Ich weiß, Du mißtraust mir schon seit längerer Zeit. Auch ohne das Geständnis des alten Fischerweibes, das ich damals nicht nur durch die Kraft meines Willens, sondern auch durch klingenden Mammon beeinflußte, wärest Du wohl hinter die Wahrheit gekommen. Das Nahen des Todes bei der alten Gina und die Angst vor ihrem sogenannten Seelenheil hat diese Kenntnis bei Dir beschleunigt. Du verabscheutest mich danach, aber Deine Augen straften Deinen Abscheu Lügen. Niemals hörtest Du auf, mich zu lieben. Und Du wirst mich immer lieben! Bis zum Tode!

Du sprachst davon, das Testament zu vernichten. Keinen Augenblick war ich deshalb in Sorge. Du wirst es nicht vernichten, mein Weib! Ich weiß es!

Ich stürze mich jetzt mit Gunnar von Cederström wieder hinein ins Kopenhagener Gesellschaftsleben. Binnen kurzem wird Madame Arnholm von dem Baron einen Brief erhalten, in dem er unseren kleinen Scherz aufklärt und demütig um Verzeihung bittet.

Zuerst werden die beiden Damen die Beleidigten spielen. Dann wird Gunnar abermals eine Annäherung versuchen, denn er hat sich in die kleine harm- und hirnlose Gerda Arnholm regelrecht vergafft. Die Damen werden großmütig verzeihen. Gunnar wird die hübsche Puppe heiraten — und alles ist in schönster Ordnung. Die kleine Arnholm ist als Baronin von Cederström eine der reichsten und vornehmsten Damen in Kopenhagen. Wozu braucht sie noch die Waldburg und Fräulein Engstraats Vermögen?

Noch eins! Sobald die Versöhnung mit nachfolgender Verlobung stattgefunden hat, wird man auch uns beide beobachten. Die brave Frau Arnholm wird Dich, zumal sie den Winter in Kopenhagen zubringen will, unter ihre mütterlichen Fittiche nehmen und unsere Vereinigung beschleunigen wollen.

Und jetzt komme ich zum Hauptpunkt meines Briefes. Ingrid! Vergiß nie, daß ich einen festen Willen habe! Daß ich von Eisen, von Stein bin! Bevor Du Deine Aufgabe nicht erfüllt, also mir das Testament zur Verwendung ausgeliefert hast, wirst Du nichts mehr von mir hören. Aber ich warte — warte geduldig und ruhigen Herzens. Noch kämpft Dein Wille gegen den meinen; denn Du bist anders geartet als ich und stehst noch unter dem Einfluß des sogenannten Gewissens — ein braves, folgsames Herdentier. Aber ich weiß mit absoluter Bestimmtheit: eines Abends kommt die Stunde, in der ich Deine leichten Fußtritte vor meiner Tür hören werde, in der Du Deine Hand in die meine legen und sagen wirst: ‚Hier ist das Testament! Ich bin Dein mit Leib und Seele! Dein im Guten wie im Bösen! Dein, bis der Tod uns scheidet!'

Meine Wohnung bleibt bis auf weiteres die alte, Dir bekannte. Dein Henrik."

XVIII.

Gunnar Cederström klärt auf

Und wieder sitzen im ersten Stockwerk seines Riesenpalastes in der Christiansstraße, bequem hingestreckt in die rotledernen Klubsessel, Gunnar Cederström und Henrik Scott einander gegenüber, genau wie vor drei Wochen. Wieder paffen sie schweigend große Rauchwolken in die Luft. Und wieder blickt dabei der eine mißgestimmt vor sich hin, indes die Lippen des anderen spöttisches Lächeln verzieht.

Und wieder ergreift Henrik zuerst das Wort.

„Nimm bloß die Sache nicht so verdammt schwer, Gunnar! Du tust ja gerade, als hättest du eine Majestätsbeleidigung verbrochen. Was ist denn nun schon passiert? Nichts. Die Alte ist dieselbe gute, brave, meinethalben auch verehrungswürdige Philisterfrau wie vor unserer Ankunft. Und die Junge dasselbe hübsche, harmlose und gänzlich jungfräuliche Mädel, egal, ob du ihr als Henrik Scott entgegentratest oder als Baron Gunnar von Cederström."

„Trotzdem!"

„Na, nun höre aber mal auf mit der unausstehlichen Wehleidigkeit! Raffe dich auf! Was gedenkst du zu tun?"

„Natürlich unser unwürdiges Spiel aufklären. Und es möglichst harmlos darstellen. Aber ich weiß nicht, wie die Sache einleiten. Wie soll ich schreiben? Was meinst du?"

Henrik streckt beide Beine weit von sich und vergräbt die Hände in den Hosentaschen — seine Lieblingspose, wenn er seine völlige Schnuppigkeit markieren will.

„Ja, weißt du, diesmal möchte ich dir lieber nicht raten. Schreibe, wie es dir ums Herz ist! Ich bin Sophist und Satiriker durch und durch. Du bist frei auch vom geringsten Schimmer von Sophisterei. Schreibst du so, wie ich es tun würde, so werden die Damen auf der Waldburg die eiserne Faust unter dem weichen Glacéhandschuh sofort merken. Und der Eindrück —"

„Hm, Eindruck!" unterbricht ihn Gunnar ernst. „Meinst du nicht, daß du gegen die eine der drei Damen auf der Waldburg nichts weniger als korrekt handelst?"

„Wieso? Gegen wen?"

„Gegen Fräulein Ekdal."

„Ach so! Das ergab sich doch aus unserem Versteckspiel —"

„Nein. Ueberhaupt. Liebst du sie denn nicht?"

„Doch. Wir haben das Pech, einander zu lieben."

„Zum Kuckuck auch! Warum heiratest du sie nicht? Worauf wartest du? Das arme Mädel drückt sich bei fremden Leuten herum —"

„Ich dachte, wir wollten über deinen Brief an Madame Arnholm sprechen!" wehrt Henrik mit leichtem Spott ab.

Mit einem komischen Seufzer fährt Gunnar sich durch seinen blonden Haarschopf. „Ja doch! Ja!"

„Welche Haltung willst du der kleinen Gerda gegenüber einnehmen? Liebst du sie?"

Etwas wie Verlegenheit malt sich in Gunnars offenen Zügen.

„Hm, sie gefällt mir. Ich glaube, wir passen zueinander —“

„Gefallen! Zueinander passen!“ glossiert Henrik. „Kannst du nicht noch lieblichere Ausdrücke für die alles bezwingende Liebe zwischen Männlein und Weiblein erfinden? Mir scheint, es ist am besten, wenn ich verdufte. Will mal in den Tennisklub hineingucken. Sehen, was während unserer Abwesenheit passiert ist. Ein anderer Tennischampion natürlich. Der vorige, Henrik Scott, ist abgetan. Wie sich's gehört. Also, alter Junge, wenn ich wiederkomme, in einer halben Stunde — ich darf doch dein Benz-Coupé benutzen, ja? Danke! Dann ist dein Brief fertig! Keine Sentimentalitäten! Glaube mir, die Schwierigkeit, die Verzeihung von Madame Arnholm samt Fräulein Tochter zu erhalten, wird nicht so groß sein. Die schwarzen Augen der Tochter redeten oft Bände, wenn sie dich ansahen — ergo!“

Damit verläßt er, leise vor sich hinpfeifend, das Zimmer, um in den Klub zu fahren.

Mit gerunzelten Brauen bleibt Gunnar in seinem Klubsessel zurück. Ihm ist verteufelt unbehaglich zumute. Gleich einem Schulbuben eine Ungezogenheit bekennen, um Verzeihung bitten und versprechen, es nicht wieder zu tun — welche Schmach für einen Mann!

Er springt auf, rennt eine Weile wie ein gefangener Löwe im Zimmer auf und ab, schimpft auf Henrik, der ihm zu diesem Intrigenspiel geraten, verwünscht sich und alle Welt, setzt sich schließlich an den Schreibtisch und brennt sich eine neue Havanna an.

Der Duft der Zigarre beruhigt ihn, wie stets.

Nach wenigen Minuten schon legt er die Zigarre in den silbernen Aschenbecher, reißt einen Bogen Papier vom Block und beginnt zu schreiben. In schlichten, knappen Worten. Es fließt ihm nur so aus der Feder. Genau, wie es ihm ums Herz ist.

Dann schließt er das Kuvert und bringt den Brief höchst eigenhändig zum nächsten Briefkasten. — — —

Die drei Damen sitzen gerade beim Nachmittagstee, als zwischen verschiedenen anderen Postsachen jener Brief einläuft.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Adressen, beteiligt Madame Arnholm sich wieder an der allgemeinen Unterhaltung, ohne die Briefe zu öffnen. Denn es ist Besuch da. Zwei Damen aus der Nachbarschaft: Fräulein Tönnessen und Fräulein Jespersen. Sie haben die beiden interessanten Gäste der Waldburg wiederholt gesehen. Haben sie auch gestern davonfahren sehen. Und nach Jungmädchenart bespricht man diese wichtige Sache aufs angelegentlichste.

Fräulein Jespersen äußert ihre Verwunderung, daß der elegante, hochgewachsene, blonde Mann nicht der junge Baron von Cederstörm sein soll. Ihre Mutter habe die alte Baronin Cederström flüchtig gekannt und hätte darauf geschworen, daß der Blonde ihr Sohn sei. Während der andere, der hagere, düstere, unsympathische —

Hier stockt Fräulein Jespersen. Der gespannte Ausdruck in Madame Arnholms Gesicht irritiert sie.

Auch Ingrid wird plötzlich unruhig.

„Wollen wir nicht ein bißchen Tennis spielen?“ versucht sie abzulenken. „Ich weiß, Sie spielen beide gern.“

Die jungen Mädchen nicken Zustimmung. Und alle vier entfernen sich, um die Bälle und Schläger zu holen.

Madame Arnholm bleibt mit einer frisch gefüllten Tasse Tee und den bisher noch ungeöffneten Briefen allein.

Noch einmal überdenkt sie die ungeschminkte, frischem, natürlichem Empfinden entspringende Kritik jenes Plappermäulchens. Und sie kann dem Mädel nicht unrecht geben. Hatte nicht der blonde, offen blickende junge Mann auf sie selbst gleich bei seinem Kommen einen ungleich vorteilhafteren Eindruck gemacht als sein spöttischer Freund?

Behaglich schlürft sie ihre Tasse Tee aus. Wie wohl die Ruhe tut! Die letzten Wochen mit den vier jungen Menschen um sie herum, die damit verbundenen mancherlei Ueberraschungen und Aufregungen haben sie wirklich nervös gemacht.

Gut, daß das nun alles vorbei ist! Mit den beiden Mädchen allein gibt es keinen Aerger.

Nur eins bekümmert sie: die Sache mit dem Baron von Cederström und ihrer Tochter wird sie sich wohl ein für allemal aus dem Kopf schlagen müssen. Schade!

Na, vielleicht ist es gut so — tröstet sie sich. Ob das Kind an der Seite dieses spöttischen Menschen, der von den Frauen so gering denkt, glücklich geworden wäre? Sie hatte sich ihren zukünftigen Schwiegersohn anders gedacht.

Nur die unglückselige Testamentsgeschichte beunruhigt sie noch. Wenn aus Gerdas Hochzeit nichts wird, was soll dann mit dem Testament geschehen? Soll es in seinem geheimen Versteck liegen bleiben? Oder soll sie es pflichtgemäß zur Anzeige bringen? Sie ist sich noch nicht klar darüber.

Na, kommt Zeit, kommt Rat!

Und sie greift zu den Briefen und prüft die Adressen mit der Gründlichkeit einer Dame, die nichts zu tun hat und deshalb keine Zeit versäumt.

„Wahrscheinlich wieder Bettelbriefe!“ denkt sie enttäuscht. „Nach den ungelenken Schriftzügen zu urteilen — nichts wie Bettelbriefe.“

Und sie schiebt sie gelangweilt beiseite.

Doch halt! Die eine Handschrift erregt ihre Aufmerksamkeit. Eine energische Männerhandschrift voll kühnem Schwung und mit weit ausholenden Buchstaben. Ihr ist, als kenne sie die Handschrift. Sollte der Brief von Cederström sein?

Madame Arnholm ist lebhaft interessiert und öffnet rasch den Umschlag.

Von dem nahe gelegenen Tennisplatz her erschallt das heitere Lachen der jungen Mädchen, untermischt mit vereinzelten Zurufen. Ein leises Seufzen zittert durch die Zweige der Bäume. Dunkler färbt sich der westliche Himmel. Vom Meer herauf dringt aufgeregtes Wellengemurmel, als bereite sich ein Sturm vor . . . .

Madame Arnholm merkt nichts von diesem plötzlichen Wandel in der Natur. Ihre Augen und Sinne sind ganz auf den entfalteten Brief gerichtet.

Zuerst überfliegt sie ihn hastig, verwundert — dann liest sie ihn nochmals langsam, zweifelnd, als traue sie ihren Augen nicht — und dann zum dritten Male, aufgeregt, in steigender Entrüstung, während zwei rote Flecke auf ihren Backenknochen zu glühen beginnen.

Jetzt knittert sie den Brief in der Hand zusammen und schleudert ihn in den Papierkorb.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Praxis — Für die Praxis

Falsche Futtereinteilung im Schweinestall

Von Dr. Wowra.

Jedem Schweinezüchter ist eins klar: Es müssen genügend fette Schweine gemästet werden. An Futtermitteln hierzu fehlt es noch der Ernte ja nicht. Doch sollen diese Futtermittel auf das ganze Jahr zweckmäßig verteilt werden. Da kann man immer wieder sehen, daß im Herbst Kartoffeln über Kartoffeln gegeben werden und daß diese bereits im zeitigen Frühjahr fehlen. Man greift dann zu den halb angefaulten Rüben und wartet sehnsüchtig auf den Zeitpunkt, wo die halbgemästeten Schweine auf der jungen neuen Weide ihren Hunger stillen können. Das darf nicht mehr vorkommen. Die Kartoffeln sind am einfachsten aufzubewahren, wenn man vom Getreide absieht. Sie müssen für die Frühjahrsmast aufgespart werden. Aber nicht in Mieten, da verlieren sie 25 oder 30 und noch mehr Prozente ihres Nahrungswertes. Eingesäuert müssen sie werden, dann sind die Nährstoffverluste sehr gering. Bei der üblichen Kartoffelmast benötigt man zu einem Schwein 10 dz Kartoffeln, die 1 cbm Grube beanspruchen. Nun rechne man sich aus, wieviel zur Einsäuerung gelangen müssen.

Jetzt im Herbst werden natürlich auch Kartoffeln verfüttert. Wenn man aber Rüben für den Schweinestall zur Verfügung hat, so gebe man diese und keine Kartoffeln den Zuchtschweinen, sobald diese die Nachlese auf den Kartoffelfeldern beendet haben und der Frost auch die Gründüngungsseradella zur Weide unbrauchbar gemacht hat. Stehen noch mehr Rüben zur Verfügung, so dämpfe man sie und gebe sie als Ersatz eines Teiles der Kartoffeln. ½ Rüben, ½ Kartoffeln und dazu 1 kg Beifutter gibt gute Zunahmen bei den Mastschweinen.

Uebrigens fressen die Schweine auch Rübenblätter gern. Warum werden diese aber im Herbst so häufig verwüstet? Da wirft man schließlich den Sauen auch gefrorene oder zum mindestens gereifte Blätter vor, und wenn sie dann verferkeln, weiß man nicht, woher das Uebel mit einmal kommt. Sauber gewaschene, eingesäuerte Rübenblätter geben als Silage ein gutes Grundfutter für die Schweinemast im Winter Auch wieder am besten ½ Silage, ½ Rüben werden gegeben. Dieses saftige Futter soll etwas Spreubeimischung erhalten. Warum aber bekommt der arme Schweinefütterer beim Dreschen ausgerechnet die Gerstenspreu angefahren? Wenn er sich später zum Schafstall oder Kuhstall Seradella- oder Kleekaff holt, gibt es natürlich Krach. Darum fahre man ihm jetzt seinen Bedarf für den Schweinestall in geeigneter Spreu an. Roggenspreu mit Seradellamischung nimmt er auch noch gern an.

Und die Getreidevorräte? Einteilen, einteilen! Gewiß fressen die Schweine 1½, 2 und noch mehr kg Schrot, wenn sie es erhalten. Und beim Dreschen ist man ja so freigebig. Aber dann ab März, vielleicht sogar früher schon, geht die Qual los. Das schöne Gerstengemenge ist alle, der Hafer — er taugt schon nichts im Schweinestall, denkt man — bald hinterher, vom Brotkorn kann für den Schweinestall nicht mehr viel abgegeben werden. Was tun? Man sieht die letzten Offerten durch und kauft schweren Herzens Futtermehl und Kleie, erkundigt sich nach den Erfolgen mit der Fütterung von Johannisschrot und ähnlichen schöner Sachen. Als Beigaben sind diese Dinge gut und preiswert. Als Hauptfutter im Frühjahr weniger erfreulich. Warum das? Jetzt im Herbst kann man sparen und die Futterkornvorräte strecken. Die Schweine brauchen bei der Mast nicht Kartoffeln und nur Gerste neben Eiweißfutter. ⅓ Kleie, ⅓ Hafer, ⅓ Gerste verrichten den gleichen Zweck. Die Zuchtschweine ziehen ihre Ferkel bei der gleichen Schrotmischung ebenfalls gut hoch. Also vor allem jetzt zur Dreschzeit mit dem Getreide haushalten. Jedes Mastschwein, dessen Mastzeit ins Frühjahr fällt, braucht außer den Kartoffeln dann ebenso 1 dz Getreideschrot- und Kleiemischung wie die Herbstschweine. Man darf ihnen nicht 1 dz weniger gutes Futtermehl vorsetzen, aber gleich gute Zunahmen verlangen. Jede Zuchtsau braucht zur Aufzucht eines normalen Wurfes 2,5—3 dz Kraftfutter, in dem Gerste- und Haferschrot nicht fehlen sollen.

Und noch eins. Bei der Fettschweinemast ist keine intensive Fütterung von Anfang an notwendig. Die sonst schwerer unterzubringende, weniger hoch verdauliche, billigere Kleie kann mit Haferschrot zusammen einen großen Anteil im Kraftfutter der 40 bis 80 Kg. schweren Läufer ausmachen. Fischmehl als Eiweißträger sollte allerdings nicht fehlen. Rüben und Silage können die Hälfte, Kartoffeln die andere Hälfte des Grundfutters während der Mastvorbereitung ausmachen. Bei der anschließenden Vollmast ist dann auf eine brauchbare Futterverwertung bis zu einem verhältnismäßig hohen Gewicht von vieleicht 1,5 Dz. zu rechnen. **Die richtige Futtereinteilung schon im Herbst macht sich bestimmt bezahlt.**

Ist Gelbhafer oder Weißhafer als Futtermittel wertvoller?

In der Praxis besteht vielfach die Ansicht, daß der Weißhafer als Futtermittel für Pferde usw. besser geeignet ist als der Gelbhafer. So haben z. B. auch die Proviantämter vor dem Kriege den Weißhafer beim Ankauf bevorzugt. Die üblichen Futtermitteltabellen geben über Unterschiede im Nährstoffgehalt zwischen den beiden Haferarten keine Auskunft, da nur Unterschiede nach den Eigenschaften flachkörnig, mittel und vollkörnig gemacht werden. Nähere Untersuchungen über den Futterwert einiger Gelb- und Weißhafersorten hat die Landw. Versuchsstation in Rostock angestellt. Dabei wurde festgestellt, daß die ebenfalls vielfach bestehende Ansicht des höheren Spelzengehaltes beim Weißhafer nicht unbedingt richtig ist. Es gibt eine Reihe von Weißhafersorten, die in dieser Hinsicht keinerlei Unterschiede gegenüber dem Gelbhafer aufweisen. Die Verdaulichkeit der beiden Haferarten war bei den Rostocker Versuchen mit ungefähr 75% gleich. Im Nährstoffgehalt bestanden keine wesentlichen Unterschiede. Der Gehalt an verdaulichem Eiweiß war beim Gelbhafer mit 8,19% etwas höher als beim Weißhafer mit 7,42%. Der Stärkewert in 100 kg betrug beim Gelbhafer 64,07 kg, beim Weißhafer 64,81 kg. Selbstverständlich wird der Gehalt durch die Witterung des betreffenden Jahres stark beeinflußt, außerdem werden sicher Unterschiede in den einzelnen Sorten bestehen. Jedenfalls dürfte aber feststehen, daß der Weißhafer keineswegs wertvoller als der Gelbhafer ist.

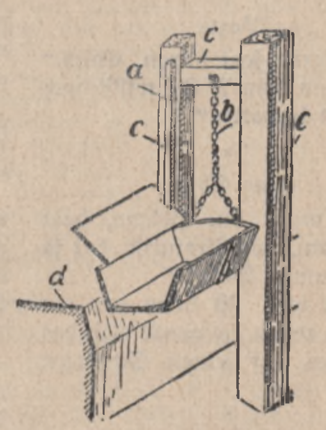
Warum sollen Pfirsiche nicht im Herbst gepflanzt werden?

Die Pfirsiche, besonders aber die Aprikosen, behalten verhältnismäßig lange im Herbst das Laub, ein Zeichen, daß die Pflanzen noch immer „arbeiten", eine Saftzirkulation noch stattfindet. Nehmen wir nun im Herbst einen Pfirsichbaum, der noch nicht „abgeschlossen" hat, heraus und schneiden Wurzeln und Zweige, wie dies zum Pflanzen notwendig ist, so tritt je eine Unterbrechung der Zirkulation ein. An den Schnittflächen beobachtet man dann auch manchmal ein Herausfließen des Saftes. Notgedrungen tritt eine Schwächung der Baumes und damit die Gefahr des Nichtweiterwachsens ein. Pfirsiche sind nun sehr empfindlich gegen große Kälte, diese Empfindlichkeit muß größer sein, wenn der Baum noch nicht mit dem neuen Standorte verwachsen ist, also bei der Herbstpflanzung. Ferner beobachtet man bei der Herbstpflanzung auch des öfteren, daß die Wurzelspitzen eintrocknen und der Baum deshalb nicht austreibt. Die beste Pflanzzeit ist für diese Obstart der Monat März, falls es das Wetter zuläßt. Zwar darf man dann nicht Pflanzen nehmen, die den Winter über im Einschlagquartier oder Einschlagschuppen gestanden haben, sondern Bäume, die frisch vom Anzuchtstück kommen. Dann wird man auch, falls alle anderen Wachstumsfaktoren günstig gestaltet sind, freudiges Wachstum erwarten können.

A. Kaminski.

Praktische Futterkrippe für den Jungviehstall

Wenn man häufiger Gelegenheit hat, Jungviehställe in den verschiedensten Gegenden Deutschlands anzusehen, dann kann man beobachten, daß diese immer noch viel zu wünschen übrig lassen. So findet man nicht selten Kälber und Jungrinder angebunden vor den Futterkrippen, die eigentlich für ausgewachsene Tiere bestimmt sind. Um das Futter zu erreichen, müssen die Kälber ihren Hals hochrecken; die



Bewegliche Holzkrippe im Jungviehstall. a) Führungsleiste. b) Stellkette in Haken aufgehängt. c) Krippengerüst. d) Futtergang.

Folge davon ist, daß der Rücken sich biegt und mit der Zeit ein regelrechter Senkrücken entsteht. Schon manches wertvolle Tier mit guten Erbanlagen ist auf diese Weise der Zucht verlorengegangen. Man sorge also dafür, daß die Futterkrippen nicht zu hoch sind und der Körpergröße entsprechen. Um nun zu vermeiden, daß mehrere verschieden hohe Krippen für die einzelnen Altersstufen vorhanden sein müssen, kann man sich eine bewegliche Holzkrippe, die je nach der Größe der Tiere gestellt werden kann, herstellen. Unsere Abbildung läßt die näheren Einzelheiten, wie eine derartige Krippe beschaffen sein muß, erkennen.

Tierzuchtinspektor K.

Bauer ist, wer in erblicher Verwurzelung seines Geschlechts mit Grund und Boden sein Land bestellt und seine Tätigkeit als eine Aufgabe an seinem Geschlecht und seinem Volk betrachtet. Landwirt ist, wer ohne erbliche Verwurzelung seines Geschlechts mit Grund und Boden sein Land bestellt und in dieser Tätigkeit nur eine Aufgabe des Gelderdienens erblickt.

R. Walther Darré,



Lies und Lach'!



Das Motiv.

An der belebten Straßenecke wandte sich ein kleiner Junge an den Verkehrsschutzmann: „Willst du mich nicht mal eben auf die andere Seite bringen, Onkel?"

Gutmütig nahm der Sipo den Kleinen bei der Hand. Auf der anderen Seite angekommen, sagte der Junge: „So, nu muß ich wieder rüber. Vater wartet da drüben. Er wollte mich nur mal so photographieren!"

*

Klänge aus dem Nichts.

„Wenn man eine Muschel ans Ohr hält, hört man das Meer rauschen."

„Immer nicht! Ich hab's mal in Berlin versucht, da hab ich einen sagen gehört: Stell den Aschbecher hin, dummer Bengel, sonst kriegst du 'ne Maulschelle!"

*

Wozu.

„Ich lerne jetzt boxen, Edith."

„Warum denn? Du willst doch gar nicht heiraten."

*

Eine Ehre.

„Na, weißt du, Helene, dein Bräutigam, der Prokurist, hat ja ganz krumme Beine!"

„Weiß ich! Ist denn das ein Wunder, wenn die ganze Last des Geschäftes auf seinen Schultern ruht?"

*

Gefahren.

„Ist Motorradfahren eigentlich gefährlich?"

„Wenn man solo fährt, nicht. Aber mit Sozia sehr."

„Wieso?"

„Man bleibt leicht hängen!"

*

Eheliches.

Sie: „Du sagtest doch, ich sei deine ganze Welt, und dabei liebäugelst du mit Frau Müller!"

Er: „Es gibt doch auch zwei Welten: die alte und die neue Welt!"

*

Abgedämpft.

„Ich bin doch wirklich nicht gerade auf den Kopf gefallen."

„Aber sehr viel Kopf auch nicht auf Sie."

*

Wirtschaftskonferenz.

Im Sitzungssaal der Wirtschaftskonferenz in London saßen die Delegierten von sechsundsechzig Staaten und lauschten — mehr oder minder — der programmatischen Rede des englischen Finanzministers.

Plötzlich wandte sich einer der Herren diskret an seinen Nachbarn: „Haben Sie bemerkt? Der türkische und der peruanische Vertreter verhandeln schon seit einer Stunde eifrig miteinander! Ich denke, da wird es bald einen neuen Handelsvertrag geben!"

„O nein!" widersprach lächelnd der andere, „die beiden tauschen bloß Briefmarken!"

*

Das größere Unrecht.

Stenzels haben ihre Köchin entlassen müssen. Ohne Kündigung. Um vier Uhr nachmittags wurde die Sache entdeckt, und um halb fünf war die Person schon hinausgeschmissen.

Um sieben Uhr stellt sich Besuch für die Köchin ein: der noch ahnungslose Bräutigam. „Au weh, was hat's denn mit der Berta gegeben, gnäd'ge Frau?"

„Darüber möchte ich mich nicht äußern," sagt Frau Stenzel. „Berta kann Ihnen das ja sagen."

„Ach nee — da schwindelt sie mir am Ende was vor. Wenn sie was Schlimmes angestellt hat, dann sagen Sie mir's doch, gnäd'ge Frau. Denn sehen Sie: ich will die Berta doch heiraten."

„Also gut! Damit Sie Bescheid wissen: sie hat alle Einkäufe für den Haushalt auf Kredit gemacht, obwohl sie jedesmal das Geld mitbekommen hatte. Zwei Monate lang hat sie das getan."

Der Bräutigam ist entsetzt. „So eine Gemeinheit! Nee, nu' heirat' ich sie nicht."

Frau Stenzel ist nicht grausam, sie meint begütigend: „Nun, so schlimm brauchen Sie das nicht zu nehmen. Für uns war das etwas anderes, an uns hat sie sehr unrecht gehandelt."

„O, an mir noch viel mehr, gnäd'ge Frau! So viel Geld hat sie eingenommen, aber keinen Ton hat sie mir davon gesagt, und immer hat sie mich am Sonntag, wenn wir ausgegangen sind, alles allein bezahlen lassen."

*

Die Zeit vergeht.

Waschfrau: „Herr Remmel, Sie haben mir noch immer nicht das Hemd bezahlt, das ich vor sechs Wochen für Sie gewaschen habe!"

„Was, sechs Wochen ist das schon her? Mir ist wirklich so, als wenn ich es erst gestern angezogen hätte!"

Empfindliche Nase.

„Wir wollen umziehen, unsere Wohnung hat eine zu schlechte Lage. Im Norden steht eine Gasanstalt, im Süden eine Gummifabrik, im Westen eine Ziegelbrennerei und im Osten eine Leimfabrik."

„Das hat aber auch seine Vorteile! Sie wissen immer genau, aus welcher Richtung der Wind weht!"

*

Der Poet.

„Darf ich Ihnen diese kleine Gabe zu Füßen legen, Fräulein Käthe?"

„Nein, Herr Braun, ich nehme von Herren keine Geschenke an!"

„Aber warum denn nicht? Es ist ein Band meiner Gedichte!"

„Ach so — ich dachte, es sei etwas Wertvolles."

*

Erziehung des Dickschädels.

Der Schaffner kommt ins Abteil und sagt warnend zu dem jungen Mann:

„Nicht so weit zum Fenster hinauslehnen!"

„Das ist meine Sache!" erwidert patzig der Jüngling.

„Selbstverständlich!" versetzt der Beamte, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. „Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Sie für jeden Schaden haftbar sind, den Sie mit Ihrem Schädel an Brücken, Signalen, Tunnelwänden und vorbeifahrenden Zügen anrichten!"

*

Saisonschluß im Gebirge.

„Es ist nur gut, daß der Sommer rum is, die Gemsen aus Pappendeckel vertragen den Frühnebel gar nimmer!"

*

Neue Sachlage.

„Warum bist du nicht aufgestanden, als dein alter Lehrer in die Straßenbahn stieg und keinen Platz fand?"

„Wir haben seit gestern einen andern Lehrer!"

*

Ein gutes Herz.

„Na, Willi, hast du deiner Schwester von dem Apfel etwas abgegeben?"

„Ja, Tantchen, sogar das Beste!"

„Was gabst du ihr denn?"

„Die Kerne, liebe Tante, wenn sie die in die Erde steckt, bekommt sie doch große Apfelbäume mit vielen schönen Äpfeln!"

In der Zahnklinik.

„Werden bei Ihnen auch gratis Zähne gezogen?"

„Jawohl!"

„Schmerzlos?"

„Auch das! Aber nicht beides zusammen!"

*

Vergebliches Angebot.

„Wie wär's mit einem Brieföffner?"

„Überflüssig! Ich kriege nur Mahnbriefe, und die öffne ich nicht!"

*

Richtigstellung.

„Ich sehe Sie jeden Tag eine Stunde Holz sägen, das tun Sie wohl für Ihre Gesundheit?"

„Nein, für den Winter!"

*

Unmöglich.

Zippel arbeitet an einer Tankstelle.

Und raucht.

Kommt ein Motorrad angefahren.

Fahrer schreit entsetzt:

„Sie rauchen an der Tankstelle? Haben Sie nicht gelesen, daß erst neulich eine Tankstelle mit zehn Personen in die Luft geflogen ist, weil der Wärter geraucht hat?"

„Das könnte uns niemals passieren", antwortet Zippel.

„Wieso nicht?"

„Weil wir nur zwei sind."

*

Belohnte Antwort.

Friedrich der Große fragte einen Pagen, ob seine Hunde auch genügendes Futter bekommen hätten.

Lakonisch gab der Page zur Antwort:

„Erst Sie, dann die Hunde, dann ich!"

Diese Antwort gefiel dem König so gut, daß er am nächsten Tag dem Pagen zurief: „Mir Kaffee, den Hunden Zwieback, dir diese Uhr."

*

Na also.

„Als ich nach Berlin kam, war ich so arm, daß ich mir nicht eine Zigarette kaufen konnte!"

„Das muß ja schrecklich gewesen sein!"

„Gar nicht — ich bin ja Nichtraucher!"

*

Zoologie.

„Wozu gehört die Katze?"

„Zu den Säugetieren, Herr Lehrer!"

„Und der Papagei?"

„Zu den Vögeln!"

„Und der Hering?"

„Zu neuen Kartoffeln!"

Umschau im Lande

Kattowitz

Wollte sie ihren Mann vergiften?

Der Kattowitzer Buchhändler Johann E., der seit Jahren krank liegt, erstattete bei der Polizei eine Anzeige gegen seine um 30 Jahre jüngere Frau. Er wirft ihr vor, daß sie die Absicht hatte, ihn mit Gas zu vergiften. Seine Frau brachte ihm das Frühstück, um sich bald darauf aus der Wohnung zu entfernen. Nach einer Weile bemerkte er einen immer stärker werdenden Gasgeruch. Mit großer Mühe stieg er aus dem Bett und fand in der Küche den Gummischlauch des Gaskochers zerschnitten vor. Er schlug sofort Lärm, worauf die Nachbarn herbeieilten und den Gashahn zuschraubten.

Pfeilereinsturz auf Eminenz-Grube

Am Montag stürzte auf der Eminenz-Grube ein Pfeiler ein, wobei durch herabstürzende Kohlenmassen der Häuer Wilhelm Mlynarski schwer verletzt wurde. Mlynarski erlitt eine Gehirnerschütterung und andere schwere Verletzungen. In bedenklichem Zustande wurde er ins Knappschaftslazarett eingeliefert.

Bor

Mit der Axt die Schwägerin erschlagen

Zu einer schrecklichen Bluttat kam es in einer Ortschaft des Kreises Pleß. Als der 36jährige Robert Kontny betrunken nach Hause kam, ging er in die Wohnung seiner Schwägerin, Rosalie Kontny. In der Hand hielt er eine brennende Karbitlampe, in der anderen eine Axt. Durch den Lärm, den der Betrunkene machte, wachte Frau K. auf. Sie sprang aus dem Bett. In diesem Augenblick stürzte sich der Betrunkene auf sie und zerschmetterte ihr mit der Axt den Schädel. Die Frau wurde ins Krankenhaus nach Nikolai gebracht, wo sie um 6 Uhr morgens starb. Der Mörder konnte in Paniow festgenommen werden. Erbstreitigkeiten sollen die Ursache zu dieser grauenhaften Bluttat gewesen sein.

Siemianowitz

Unfälle auf den Richterschächten

Am Sonnabend in der Nacht brach auf den Richterschächten ein Pfeiler zusammen, der die beiden Bergleute Römer und Kroner begrub. Nachdem sofort mit den Bergungsarbeiten begonnen wurde, konnten nach mehrstündiger Arbeit die beiden Verschütteten wieder geborgen werden. Kroner erlitt einen Beinbruch, während der ledige Römer vollständig unverletzt davonkam.

Ein weiterer Unfall ereignete sich ebenfalls auf Richterschächte. Durch herabstürzendes Gestein wurde der Häuer Maximilian Depa aus Siemianowitz schwer verletzt. Er erlitt einen Bruch der Schädeldecke und innere Verletzungen. Der Verunglückte wurde sofort ins Knappschaftslazarett überführt. Sein Zustand ist bedenklich.

Brzozowitz

In siedendheißes Wasser gestürzt

Einen schrecklichen Tod fand vor einigen Tagen das dreijährige Kind Czeslaw Kwiatkowski aus Brzozowitz. Die Mutter des Kindes war mit Wäschewaschen beschäftigt, als sie auf kurze Zeit aus der Küche gehen mußte. In dieser Zeit stürzte das Kind in die Waschwanne, die mit heißem Wasser gefüllt war. Auf die Schmerzensschreie des Kindes hin eilte die Mutter sofort zurück, doch war es bereits zu spät. Der Körper des Kindes war eine einzige Brandwunde. Hilfe war nicht mehr möglich und nach einigen Stunden erlag das Kind seinen schrecklichen Verletzungen.

Rydultau

Er schoß sich selbst nieder

Ein interessanter Fall von Selbstverstümmelung ereignete sich in Rydultau. Der Polizei wurde gemeldet, daß im Garten seines Hauses am Dienstag abend der Kaufmann Eduard Chruszcz durch einen unbekannten Täter angeschossen worden sei. Feststellungen ergaben auch, daß Chr. eine Schußwunde im Bein hatte. Im Verlauf der Untersuchung stellte es sich jedoch heraus, daß sich Chroszcz, der 27 Jahre alt ist, die Verletzung selbst mit seiner Pistole beigebracht hatte. Er hatte mit der München-Aachener Versicherungsgesellschaft eine Unfallversicherung auf 10 000 Zloty abgeschlossen und glaubte nun, durch dieses Manöver in den Besitz der Versicherungssumme zu kommen. Chr. wird sich wegen versuchten Versicherungsbetruges vor Gericht zu verantworten haben.

Chwallowitz

70 Meter tief in den Schacht gestürzt

Auf der Donnersmarckgrube in Chwallowitz ereignete sich ein furchtbarer Unglücksfall, dem der 30jährige August Ruppik aus Paraschowitz zum Opfer fiel. Ruppik war auf der 320-Meter-Sohle bei Arbeiten im Schacht beschäftigt, als er plötzlich 70 Meter tief abstürzte. Ruppik blieb mit zerschmetterten Gliedmaßen liegen und erlitt auf der Stelle den Tod. Die Leiche des Bedauernswerten wurde in das Rybniker Knappschaftslazarett gebracht.

Lipine

Diebe in der katholischen Kirche

Unbekannte Diebe drangen in die katholische Kirche in Lipine ein. Mittels Ditrichen oder Nachschlüsseln öffneten sie die Kirchentür, rissen die Riegel ab und begannen dann, die Opferstöcke zu berauben. Von zwei Opferstöcken rissen sie die Schlösser ab, nahmen das Geld an sich und flüchteten. Die Diebe schienen es nur auf Bargeld abgesehen zu haben, da sie das Tabernakel unberührt ließen und auch die frei stehenden, zum Teil recht wertvolle Kirchengeräte nicht mitnahmen. Bisher fehlt von den Dieben jede Spur.

Nikolai

Der Hochzeitstanz auf dem Dache

Auf eine ganz merkwürdige Art feierte eine Familie in Nikolai Hochzeit. Nach reichlichem Genuß alkoholischer Getränke begab sich die Hochzeitsgesellschaft auf das Dach des einstöckigen Hauses, wo bei den Klängen der Orchesters fröhlich getanzt wurde. Das lockte natürlich eine ganze Menge von Zuschauern herbei, bis schließlich die Polizei erschien und die Feier auf dem Dache abgebrochen werden mußte. Der Wirt des Hauses fordert nun eine Entschädigung, da ein Teil des Daches beschädigt wurde. Auch von der Polizei dürfte es eine Strafe geben.

Altdorf

Revolver in Kinderhänden

Der Schulleiter A. Kuznarski aus Altdorf, Kreis Pleß, meldete der Polizei, daß der 11jährige Valentin Blawecki mit einer Schußwunde im rechten Oberschenkel aufgefunden wurde. Die Kugel konnte auf operativem Wege im Plesser Krankenhause aus dem Schenkel entfernt werden. Wie sich später herausstellte, hatte der 14jährige Schüler Richard Orzana aus Unvorsichtigkeit den Schuß auf seinen Freund abgegeben. Die Waffe gehörte dem Vater des jugendlichen Schützen, der Heger ist.

Schlesiengrube

Den Freund aus dem Polizeigefängnis befreit

In dem Polizeigefängnis in Schlesiengrube wurde von einem unbekannten Täter nach Aufbrechen der Schlösser die Zelle geöffnet, in der der 20jährige Peter Dawczyk aus Schlesiengrube saß. Dawczyk und sein Befreier flüchteten und konnten bisher noch nicht wieder festgenommen werden. D. hatte vor kurzem einen Einbruch bei der Frau Pauline Machoczek verübt und einen Radioapparat gestohlen. Man vermutet, daß er durch einen seiner Freunde, einen berüchtigten Wohnungseinbrecher, befreit wurde.

Schmuggler erschossen

Der 40jährige Johann Karbowski aus Schlesiengrube wollte abends die grüne Grenze bei Hohenlinde überschreiten. Er wurde aber von einem Grenzbeamten bemerkt, und da er auf dessen Anruf nicht stehen blieb, gab der Beamte einen Schuß ab, der Karbowski schwer verletzte. Dr. Sobol erteilte dem Verletzten die erste Hilfe. Darauf wurde Karbowski in das Scharleyer Kreiskrankenhaus eingeliefert, wo er jedoch noch im Laufe der Nacht starb. Eine Untersuchung des Vorfalles wurde eingeleitet.

Gorschütz

Verdächtiges Auto auf der Chaussee angehalten

Mehrere beim Zollkommissariat in Gorschütz stationierte Grenzbeamte hielten am Mittwoch abend auf der Chaussee zwischen Kokoschütz und Pschow das Personenauto Sl. 7898 an, das in schnellem Tempo nach Pschow fahren wollte. Eine Durchsuchung des Wagens förderte mehrere große Flaschen mit insgesamt 150 Litern Aether, der aus Deutschland geschmuggelt wurde, zu Tage. Sowohl der Führer des Autos als auch die Insassen konnten während der Durchsuchung entfliehen. Die Grenzbeamten nahmen sofort die Verfolgung der Flüchtenden auf und gaben insgesamt 15 Schüsse nach den Schmugglern ab, ohne jedoch einen von ihnen zu treffen. Das Auto und der Aether wurden beschlagnahmt. Der Wagen gehört, wie inzwischen festgestellt werden konnte, dem Fuhrunternehmer Melchior Tomolla aus Loslau.

Kalety

Noch rechtzeitig unschädlich gemacht

Auf der Eisenbahnlinie von Kalety—Herby wurde der Ludwig Kurka aus Chrzanow angehalten, der gerade dabei war, die Lampen von Signalen und andere Einrichtungen zu zerstören. Elf Signallampen hatte er bereits demoliert und machte sich gerade daran, Eisenbahnweichen zu vernichten. Auf der Polizei wurde festgestellt, daß es sich um einen Geisteskranken handelt, der seiner Aufsicht entlaufen war. Seit einiger Zeit hielt er sich in der Umgegend auf, bis er in Kalety der Polizei in die Hände viel. Die Polizei veranlaßte seine Ueberführung in eine Anstalt.

Eichenau

Wieder ein Arbeitsloser verschüttet

Der Arbeitslose Johann Raschka von der ul. Polna in Eichenau ist in einem Notschacht in der Nähe der Kolonie Czatai bei Emanuelssegen von einstürzenden Erdmassen verschüttet worden. Trotz sofort aufgenommener Bergungsarbeiten konnte Raschka nur noch als Leiche geborgen werden.

Hierzu erfahren wir noch folgendes: der tödlich verunglückte Raschka und drei weitere Arbeitskollegen stießen in einem acht Meter tiefen Notschacht auf Schwimmsand. Sie beschlossen daher, die Arbeit aufzugeben. Da jedoch in dem Schacht eine Menge Holz eingebaut war, ließ sich Raschka an einem Seil hinunter, um das Holz heraufzuholen. In der Mitte des Schachtes schlug er darauf die erste Zimmerung heraus. Im gleichen Augenblick stürzten aber auch schon die Erdmassen ein und begruben den Arbeitslosen unter sich. Sofort nach Bekanntgabe des Unfalles begaben sich die Grubenfeuerwehr der Hohenlohewerke und einige technische Beamte nach der Unfallstelle. Die Bergungsarbeiten, die sich sehr schwierig gestalteten, wurden sofort aufgenommen. Der Verschüttete konnte jedoch nur noch als Leiche geborgen werden. Wie wir weiter erfahren, ist dies der siebente tödliche Unfall auf diesem Notschachtgelände im Verlauf der letzten zwei Jahre.

Hohenlinde

Schwerer Gebirgsschlag

In einem Pfeiler des Gerhardtflözes der 260-Meter-Sohle auf der Florentinegrube in Hohenlinde wurde in der Nacht von Freitag zum Sonnabend ein heftiger Gebirgsschlag festgestellt. Ein riesiger Kohlenblock löste sich und begrub den Häuer Klein von der ul. Matejki aus Siemianowitz unter sich. Klein konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

Wallfahrt ins Ungewisse

Ein Gleichnis.

Von Walter Schimmel-Falkenau

Der junge Tag reckte die rosigen Arme knabenhaft durch das Frühnebelmeer, als Arnold Heimweg aus Ungewissem her weiter ins Ungewisse hinüberging. Die Sümpfe dämmerten hinter ihm, seine Fußspuren verwischten leise wieder im feuchten Boden des schmalen Pfades, der Saormann mit der Welt verbindet. In Morgenschleier eingesponnen, wartete das Land auf die Sonne. Dünn regten sich die Vogelstimmen, leise strich der warme Wind aus Osten über das Land, und Funken blitzten durch die wallenden Nebel.

Arnold Heimweg schritt dem Leben entgegen. Wacker holten seine Füße aus, und die Augen liefen ihnen erwartend voraus, weiter noch aber flogen seine Gedanken vor ihm her. Ihm war zumute, als trüge er die Erwartung, die Hoffnung das Gebet einer großen Volksseele in sich, als vereine er in seinem Herzen den Glauben eines Volkes an sein Glück. Ihm war zu Sinn, als ginge er zu zweien hin, als eiferten in ihm zwei Welten heiß widereinander, als kämpfte bitter das unstete, verzweifelte und verkümmerte Gesicht der einen wider den Frieden und guten Glauben in den Augen der anderen. Also schritt er wie aus Urewig hin, wie vor abertausend Jahren in blauem Mantel vielleicht der ewige Wanderer hingegangen sein mochte, um das Gewissen der Welt zu suchen.

Als der Tag aufwuchs und als die Sonne ihn wie eine herrliche Blume zu unverhofftem Erblühen führte, stand Arnold Heimweg vor den Toren einer kleinen Stadt. Der dumpfe Gesang der Arbeit umzitterte diese Stadt, wölkte sie ein und pries das Leben. Der Wanderer ging eilends, ging wie mit innerlich ausgebreiteten Armen dieser Stadt wie einer treuen Gefährtin, wie einer geliebten Mutter entgegen, und mit fröhlichem Schritt kehrte er in ihre Straßen ein. Alte Häuser mit spitzen Giebeln reihten sich, schmale Bogen verbanden die Zeiten wie Brücken, dunkle Winkel und halbvergessene Nischen hatten Jahrhunderte still bei sich zu Gaste. Aus den grünen Kasten vor den kleinen Fenstern hoben die Pelargonien die roten Häupter, und Kinder spielten singend glückliche Kinderspiele.

„Schön ist's bei euch, Freund", sagte Arnold Heimweg und blieb, von langer Wanderung ruhend, ein Weilchen neben dem Krämer stehen, der im Laden seiner Tür auf die Kundschaft wartete. Sonderbar sah ihn der Mann an, sonderbar antwortete er: „Seid wohl fremd hierzulande?"

„Ja, ich komme von weither," sagte Heimweg und trat plaudernd zu ihm in die Ladentür, „und ich gehe auch wieder weithin."

„So, so", machte der Kaufmann und musterte ihn taxierend, „braucht ihr da nicht mancherlei, Seifen, Zitronen, Tabak, Schuhzeug gar oder einen festeren Stock, ich habe gerade eine neue Sendung bekommen..."

Lächelnd wehrte Arnold Heimweg ab: „Noch nicht, bester Freund, bin mit allem gut versehen."

In diesem Augenblick kam eine Dame auf den Laden zu, der Krämer wandte sich grob: „Macht Platz hier, seht doch, daß Kundschaft kommt, hab' meine Ladentür nicht zum Ausruhen für Vagabunden und keine Zeit zum dummen Gerede."

Fast bestürzt wandte sich Arnold Heimweg um, innerlich sehr erschrocken ging er weiter, verwundert blickte er noch einmal wie auf Unglaubliches zurück. Dann streifte er durch die Straßen und sah, daß im Schatten eines blühenden Gartens Tische und Stühle standen. Müde kehrte er ein und fragte die blitzblanke Schleußerin:

„Kann ich bei euch ein wenig rasten?"

Das Mädchen sah ihn sonderbar an und sagte dann leichthin: „Für euch ist's besser, ihr geht in die Herberge „Zur Heimat", dort ist euresgleichen am besten untergebracht; wir hier sind ein besseres Lokal und sehen auf den Anzug."

Damit stellte sie sich breit in die Tür.

Da ging Heimweg weiter und setzte sich auf die grüne Bank in der Promenade. Versonnen packte er seine Wegzehrung aus, legte den geöffneten Rucksack neben sich und wollte das bescheidene Mittagmahl einnehmen, als ein Parkwächter ihn erblickte, mit heftigen Bewegungen auf ihn zuschritt und ihn anherrschte: „Aber hier ist doch kein Gasthaus! Packen Sie sofort Ihre Sachen wieder ein und machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst muß ich Sie aufschreiben! Das ist doch hier kein Landstreicherasyl!"

Vorübergehende lachten laut. Mit seltsam entfernten Augen schnürte Arnold Heimweg sein Bündel und schritt weiter. Im Hingehen dann durch die engen Seitengassen aß er das Brot, an einem versteckten Brunnen nahm er das Wasser. Kinder spielten, er sah ihnen zu und sah, daß der Stärkere immer im Recht war. Als ihn das Weinen eines kleinen Knaben rührte und er hinging, um den starken Jungen dafür zu strafen, sahen ihn die Kinder wie einen Irren an, und sprangen sie alle davon und lachten aus vollen Hälsen laut hinter ihm her, so daß er sich fast schämte und zusah, wieder in die belebten Straßen zurückzukommen. Hier empfing ihn ein großer Menschenauflauf, der vor einem grellen Plakat stand und eifrig las. Eine Mordanzeige und ein Belohnungsversprechen für denjenigen, der den Täter nennen und finden könne. Ein Raubmord. Und der Wanderer hörte neben sich eine alte Frau seufzen: „Aber wie oft jetzt um ein paar Pfennige einer erschlagen wird..."

Arnold Heimweg sah in dieses Leben hinein wie in ein Faß voll trüber, gärender Flüssigkeit. Neid und Haß, Gier und Lust vereinten sich darin wie zu brodelndem, zischendem Hexenkessel. Er strich sich mit der Hand über die Augen und ging fort.

Als der Abend nahte, war Arnold Heimweg dieses Städtchens müde geworden. Er saß allein auf einer Gartenbank und verwunderte sich, als neben ihm ein alter Mann Platz nahm, der mit einem gutgemeinten „Na, schön guten Tag auch!" eine kleine Unterhaltung eröffnete. Arnold Heimweg hörte immer des anderen Worte: „Na ja, schön ist anders, ungerecht geht's auch zu, neue Zeiten, neue Sitten, aber man ist zufrieden..."

Als eine nahe Uhr sechs Schläge tat, sprang der kleine alte Mann auf und hastete: „Aber nein, ich hätt' ja bald das Läuten vergessen!"

Und weil Arnold Heimweg noch nicht in der Kirche dieses Städtchens gewesen war, ging er gern mit. Sie traten schweigend in das hohe Schiff, sie gingen auf den Zehenspitzen zur Seilstube hinüber, und Heimweg atmete tief auf, denn hier war inwendiges Leben zu spüren. Der alte Glöckner zog den Strang, und mächtig schlugen die Glocken an. Im Läuten dann fragte Arnold Heimweg:

„Hat denn hier das Leben keine wahren Freuden?"

Der alte Glöckner zog den Strang, sich beugend, sich hebend. Mächtig donnerten die Glocken, singend, klingend, aufbrausend wie ein gewaltiges Lied. Mit lauter Stimme, in der Anstrengung mit den Bewegungen mitgleitend, antwortete der alte Glöckner:

„Geld... muß man.. haben.. Geld.. und wieder.. Geld.. muß man.. haben..."

Arnold Heimweg entsetzte sich sehr, denn die Glocken schrien in verzweifelter Qual gellend auf: „Geld... muß.. man haben..!!"

Entsetzengepeitscht jagte Arnold Heimweg aus der Kirche, entsetzengepeitscht durch die Stadt, hinaus ins Freie.

„Haltet den Dieb!" schrien die Menschen hinter ihm her.

Fern der Stadt dann, auf einem niederen Hügel, fand Arnold Heimweg endlich Ruhe. Schweratmend legte er sich in das buschige Gras und wandte seine Augen nach der Stadt zurück. Die spitzen Giebel standen eng beieinander, aus den kleinen Schornsteinen wölkte der Rauch, die späte Sonne schillerte darüber hin und gleißte jäh im Glockenturme auf. Offen lag er, und mächtig schwangen die beiden Glocken hin und her und schrien ihr entsetzliches Zeitlied.

„Geld... und wieder Geld... Geld...!!"

Die Sonne stürzte tief und erlosch. Arnold Heimweg ging ihr nach und ging wie in die Nacht hinein.



Sinnsprüche

Fordert das denn die Liebe, daß man werde wie der andere? Nein und tausendfach nein. Ist nicht dadurch der Bund zweier starker Menschen so reich und so allbeglückend, daß beide herrschen und beide dienen in Schlichtheit und Friede und Freude und stiller Genügsamkeit?

Modersohn.

Man schweigt zweimal in der Liebe. Zuerst aus Furcht, das zweite Mal aus Vertrauen.

Zuerst im stummen Vorfrühling des Herzens, wo Blicke noch zu laute Worte sind und wo jede Seele in ihrem dunklen Laube für die andere reift.

Das andere Mal im Nachsommer des Herzens, wo zwei vertrauende Menschen schweigen, erinnernd und genießend auf der erreichten stillen Höhe nebeneinander stehen, wie man im Frühling auf einem hohen Berg die Sonne über die glänzende Ebene aufgehen sieht, aber das Morgengeschrei der Vögel, die darin und darüber sind, nicht sieht.

Jean Paul.

Eine Mutter, die sich an ihre Kinder verliert, wird von diesen nicht gefunden.

Gött.

Zeit hat, wer Ewigkeit hat. Ihm ist der Augenblick heilig und mußevoll, wert des Verweilens, entronnen der Hast.

Keller.

Uebe Dich an dem Worte: Mit der einen Hand wird gegeben, mit der anderen genommen. Alle Erziehung verläuft unter diesem Pendelgesetz.

Alles Erzogensein besteht in der endlich errungenen inneren Ruhe dem einen wie dem andern Schicksal gegenüber und einer Liebe und einem Vertrauen, die höher sind als alle Vernunft zwischen Geburt und Tod.

M

*

Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.

Goethe.

*

Was in der Welt geschah

600 lebende Lutherabkömmlinge

Anläßlich des 450. Geburtstages des Reformators Martin Luther ist die folgende Betrachtung über seine Nachkommenschaft besonders interessant: „Obwohl D. Martin Luthers Geschlecht bereits im Jahre 1759 im Mannesstamme mit dem Rechtskonsulenten Martin Gottlob Luther zu Dresden ausstarb, konnten sich doch im Jahre 1925 aus Anlaß des 400jährigen Gedenktages seiner Vermählung mit Katharina von Bora 80 Nachkommen aus weiblicher Fortsetzung seines Stammbaumes in Erfurt versammeln, während ein von Pastor Otto Sartorius aus Dankelhausen (Hannover) aufgestelltes Verzeichnis nicht weniger als 485 lebende Lutheriden, wie sich die Luther-Nachkommen jetzt nennen, aufzählte, eine Ziffer, die sich durch die Forschung der Genannten auf 600 erhöht. Dieser ist selbst ein direkter Luthersproß.

Um diese Nachkommenschaft steht es folgendermaßen: Luthers ältester Sohn Johannes hinterließ keine Nachkommen. Die älteste Tochter Elisabeth starb im frühen Kindesalter, die zweite Magdalena mit 14 Jahren. Ebenso starb Martin Luther, der zweite Sohn, kinderlos. So kommen als Träger des Geschlechts nur Paul und Margarethe in Betracht, von denen letztere den ostpreußischen Landeshauptmann Georg von Kunheim heiratete und mit ihm neun Kinder hatte, von denen die 1559 geborene Margarethe einen Herrn von Saucken auf Podangen ehelichte und viele Nachkommen hinterließ, von denen gegenwärtig nicht weniger als 73 leben, unter ihnen die Träger der Namen von Lettow-Vorbeck, von Erffa, Stieler von Heydekampf, von Tippelskirch und von Groeben.

Weit bedeutender ist der Nachwuchs des Sohnes Paul, der es zum kurfürstlichen Leibarzt und zum Medizinprofessor in Jena brachte und aus seiner Ehe mit der Kanzlertochter Anna von Werbeck zu Torgau sechs Kinder hinterließ, wodurch er der Stammvater einer weitverzweigten Nachkommenschaft wurde, unter denen außer dem Namen Avenarius die Namen Keil, Kieritz, Moebius, Nobbe, Schede, Schweingel, Teubner, Trinkler, Vogel, Zeiß usw. vorkommen. Von diesen starben im Weltkrieg 23 den Heldentod fürs Vaterland. Im ganzen sind aus dem Stammbaum des Reformators in den verflossenen 450 Jahren durch 568 Ehebündnisse rund 1500 Nachkommen hervorgegangen, die zum größten Teil auf Thüringen, die Provinz und den Freistaat Sachsen und in geringer Zahl auf die Nachbarprovinzen entfallen. Nach dem Ausland gingen 80, die Mehrzahl nach Holland und 21 nach Chicago. Unter den Luther-Nachkommen sind alle Stände vertreten, am meisten aber die Landwirte, Handwerker und Arbeiter.

•

Flugbrücke über den Atlantik geplant

Amerika bewilligte 1,5 Millionen Dollar für den Bau einer schwimmenden Flugplattform zu Versuchszwecken. Diese schwimmende Insel, die 500 Seemeilen von der atlantischen Küste entfernt verankert werden soll, wird zunächst nur ein Viertel der vorgeschlagenen Größe besitzen. Falls die Versuche erfolgreich ausfallen, wird der Bau einer Serie von derartigen Flugstützpunkten in der Vollgröße von etwa 380 Meter Länge vorgenommen werden, die dann in Abständen von 500 Seemeilen als Flugbrücke über den Atlantischen Ozean verteilt werden sollen. Die Kosten des Gesamtprojektes betragen 30 Millionen Dollar.

Durch eine irrsinnige Wette den Tod gefunden

In Marienburg wurde der Arbeiter Anton Lessau von seinen Angehörigen in einem Graben tot vorgefunden. Lessau hat bei einer Zecherei gewettet, eineinhalb Liter Schnaps vertilgen zu können. Er brachte es aber nur auf das halbe Quantum und begab sich dann nach Hause. In seinem Zustand verfehlte er kurz vor seinem Haus den über den Graben führenden Steig, stürzte in den Graben und erstickte im Sumpf.

Ein fünfzehnjähriger Muttermörder

Der Sohn des Universitätsprofessors der Chemie Dr. Geza Zemplén in Budapest, der 15jährige Gymnasiast Dyonys, hat in der Nacht seine von ihrem Gatten getrennt lebende Mutter mit einer Axt erschlagen. Dyonys Zemplén war vor zwei Tagen aus dem Internat des Gymnasiums in Mezötur durchgegangen und hatte in den Briefkasten des Vaters einen Zettel folgenden Inhalts geworfen: „Ich, Dyonys Zemplén, 15 Jahre, Gymnasiast, habe heute morgen meine Mutter mit einer Axt erschlagen.“ Die in die Wohnung der Frau Zemplén entsandten Kriminalbeamten fanden in einer großen Blutlache liegend die Leiche des unglücklichen Opfers. Bekannte der Familie geben an, daß der Mörder seine Mutter, die Tochter eines Universitätsprofessors, seit Jahren gehaßt habe. Die Nachforschungen nach dem Täter sind bisher ohne Erfolg geblieben.

•

Katakomben in Mexiko

Mexiko verfolgt die Katholiken bei ihren Kultübungen. Sie fliehen in Verstecke unter der Erde. Sie hausen in Katakomben, wie einst die ersten Christen des alten Rom. — Ergreift man einen von ihnen und weigert er sich, den Befehlen des Staates wider die Religion zu gehorchen — wird er erschossen.

Josef Garcia Farina hatte ein Schild an seinem Laden angebracht. Darauf stand: „Es lebe Christus, der König.“ Josef Garcia Farina lebt heute nicht mehr. Und Anaclet Gonzales Flores wurde zu Tode gemartert. Man wollte von ihm wissen, wo sich der Erzbischof aufhält. Er schwieg. Eine Frau und zwei Kinder weinten an seinem Grab.

•

Zwei Zarentöchter noch am Leben?

Vor dem Gericht von Uudenkirkko bei Helsingfors kam zum zwölften Mal der Prozeß der russischen Großfürstin Xenia, einer Schwester Nikolaus II., gegen den finnländischen Staat zur Verhandlung. Die Großfürstin verlangt bekanntlich die Zuerkennung der Besitzrechte auf die Ländereien und Bauten des in Karelien befindlichen Sanatoriums Balila. Während der Gerichtssitzung überreichte der Verteidiger des Staates dem Gericht ein Schreiben des Direktors Julius Holmberg, in dem Holmberg als ehemaliger Jekaterinburger Bürger die Mitteilung macht, daß die Töchter Nikolaus II. Anastasia und Tatjana noch am Leben seien, so daß die Großfürstin Xenia nicht die einzige Erbin sei. Laut seinem Bericht soll Tatjana in einem Kloster in Tibet unter dem Namen „Weiße Schwester“ leben. Von Anastasia wird behauptet, daß sie die unter dem Namen Anastasia Tschaikowski in den Vereinigten Staaten von Amerika lebende Frau sei, die zusammen mit der Großfürstin Xenia die Klage gegen den finnländischen Staat angestrengt hat.

•

Fischdampfer „Horst Wessel“ gesunken

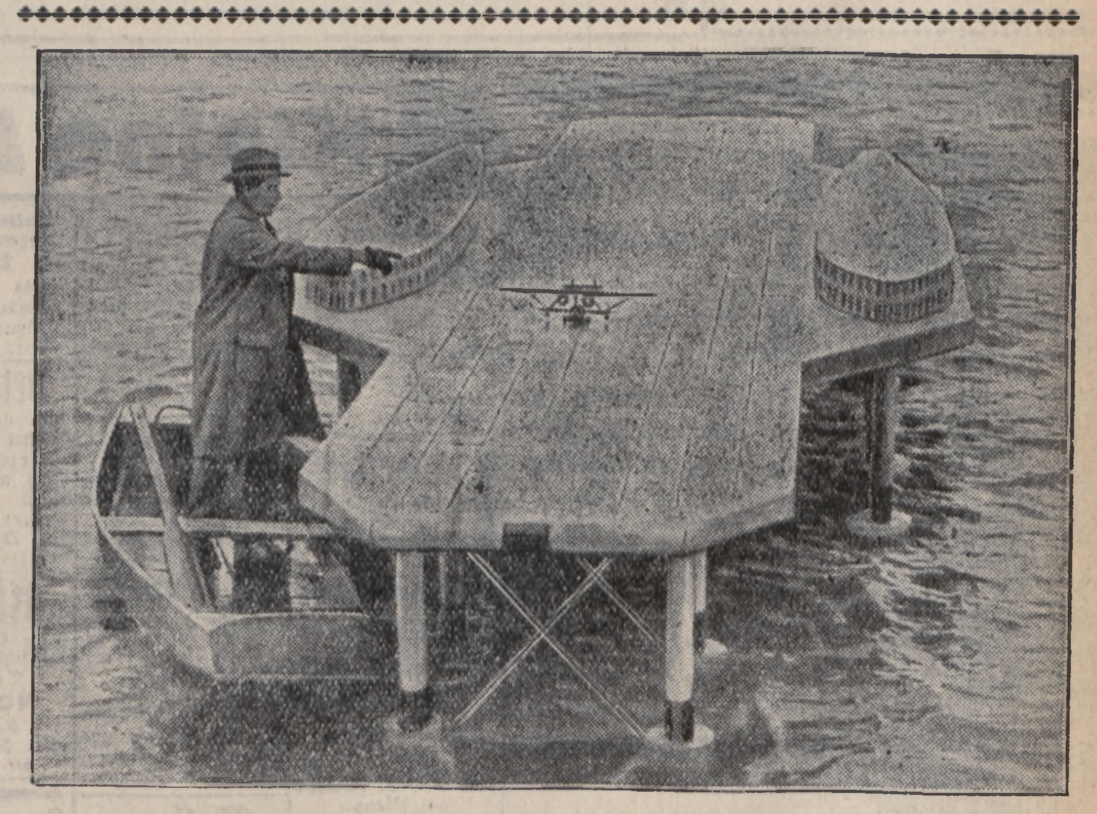
Auf der Reede von Kopenhagen traf mit dem Dampfer der polnischen Amerikalinie „Kosciuszko“ die 12 Mann starke Besatzung des Emdener Fischdampfers „Horst Wessel“ ein. Der Dampfer „Kosciuszko“ hatte den Fischdampfer „Horst Wessel“ in der Nordsee, 40 Meilen westlich von Skagen, mit einem Leck in der Nähe des Maschinenraumes angetroffen, der es unwahrscheinlich erscheinen ließ, daß der Fischdampfer ohne Hilfe den Hafen erreichen konnte. Die Mannschaft des Dampfers „Horst Wessel“, dessen Leck von einem Zusammenstoß mit dem holländischen Fischdampfer „Luffer“ herrührte, wurde an Bord des polnischen Dampfers übernommen und der Dampfer „Horst Wessel“ in Schlepptau genommen. Bis Dienstag 21 Uhr hatte man den Fischdampfer in Schlepp, doch mußten dann, da der Dampfer sich nicht länger über Wasser halten ließ, die Taue gekappt werden. Der Fischdampfer sank sofort. Die Mannschaft kehrte über Gdingen nach Deutschland zurück.

•

Ruhrepidemie in Chicago

Eine ungewöhnlich heftige tropische Ruhrepidemie hat in den letzten Tagen in der Stadt 15 Todesopfer gefordert. Die Krankheit, die vornehmlich von Besuchern der Weltausstellung stammen dürfte, ist nunmehr ins gesamte Land verschleppt worden. Die Hotels haben bereits besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen.

•



Modell der Flugzeuginsel im Atlantischen Ozean

Die Flugstützpunkte für die von den Vereinigten Staaten geplante Flugbrücke über den Atlantik sollen nach dem Entwurf des amerikanischen Ingenieurs E. R. Armstrong ausgeführt werden. Mit dem Bau der ersten Versuchsinsel würde jetzt der Traum von „F. P. 1“ aus dem bekannten Film Wirklichkeit werden. Unser Bild zeigt den Konstrukteur Armstrong mit dem Modell seiner Flugzeuginsel.